

Unsere

Seelsorge

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge
im Bischöflichen Generalvikariat Münster



SUCHE
FRIEDEN

9. – 13. Mai 2018
katholikentag.de

www.vorbereitung-katholikentag2018.de

Wir können Frieden

- 4 **Friede und Gewalt**
Theologische Überlegungen für politische Handlungsfelder
Weihbischof Dr. Stefan Zekorn
- 8 **Suche Frieden und übe die Friedfertigkeit**
Gewaltfreiheit als christliche Lebensform
Prof. Dr. em. Heinz-Günther Stobbe
- 11 **Wir können Frieden**
Gewaltverzicht aus Gottvertrauen
Prof. Dr. Prof. h.c. Egon Spiegel
- 14 **Menschheitsfamilie als Entwicklungsidee**
Kann Bildungsarbeit Orientierung geben?
Dr. Christian Müller
- 17 **Verlustgeschichte**
Die Christophorus-Kapelle in den Fuestruper Bergen
Dr. Heinz-Ulrich Eggert
- 20 **Giraffensprache**
Ein Weg zu größerem inneren Frieden und zu mehr Menschenfreundlichkeit
Magdalene Küppers
- 22 **Gewaltsamer Umgang mit religiöser Differenz**
Das Beispiel der Täufer in Münster (1530-1535)
Prof. Dr. Hubertus Lutterbach
- 26 **Kulturelle Bereicherung**
Die Erfahrung interreligiöser Normalität
Barbara Loy
- 28 **Frieden ist die Botschaft aller Religionen**
Ein Gespräch mit Pater Sebastian Painadath SJ
Franz-Thomas Sonka
- 30 **Nur Stille und Vertrauen verleihen euch Kraft (Jesaja 30,15)**
Vom Platznehmen im Loslassen
Pfarrer Dr. Heinz-Georg Surmund
- 32 **Suche das Wohl der Stadt**
Der Cloppenburger Tisch der Religionen
Heinrich Dickerhoff
- 34 **Das Abrahamsfest in Marl**
Interkulturelle / interreligiöse Gemeinwesenarbeit
Hartmut Dreier, Beatrix Ries
- 36 **Frieden schließen**
Versöhnung in der Trauerbegleitung
Norbert Mucksch
- 38 **„Ich trag´ dich bei mir, bis der Vorhang fällt.“**
Vom Umgang mit durchkreuztem Leben
Silvia Wiethoff
- 41 **Warum ich?**
Vom Wiederaufstehen aus der Krise
Christiane Bernshausen

Unter www.unsere-seelsorge.de sowie über die Katholikentagseite des Bistums sind schon jetzt folgende Beiträge veröffentlicht:

Rüstungsexporte

Brandbeschleuniger für Gewalteskalation
Gertrud Casel, Geschäftsführerin der Deutschen Kommission Justitia et Pax

Die Wiederentdeckung von Religion als Chance

Interview mit Pirmin Spiegel,
Hauptgeschäftsführer Misereor

Das Licht unter dem Scheffel

Von der Suche nach Friedenssuchern
Martin Merkens, Seelsorge für Menschen mit Behinderungen/Krankenseelsorge

Shalom

Ein zukunftsfähiger Standpunkt
Maria Hölscheid, Pastoralreferentin

Impressum Unsere Seelsorge

www.unsere-seelsorge.de

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster erscheint mehrmals im Jahr und erreicht alle hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger, die Vorsitzenden der Pfarreiräte, die Bildungseinrichtungen und die Katholischen Öffentlichen Büchereien im Bistum Münster. **Herausgeber und Verleger** Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung Seelsorge **Redaktion** Donatus Beisenkötter, Georg Garz **Redaktionsbeirat** Johannes Bernard, Dominik Blum, Michael Seppendorf, Frank Vormweg **Konzeption** Donatus Beisenkötter, Ulrich Jost-Blome **Layout und Satz** Thomas Bauer, www.kampanile.de **Druck** Druckerei Joh. Burlage, Münster **Redaktionssekretariat** Heidrun Rillmann, Vanessa Sommer, Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung Seelsorge, Domplatz 27, 48143 Münster, Telefon 0251 495-1181, redaktion@unsere-seelsorge.de **Titel** Das Titelmotiv ist Teil der Kampagne des Katholikentags. Weitere Infos: katholikentag.de **Fotos** Angelika Kästner (S. 4), Christiane Alt-Epping (S. 8), Volker Sander (S. 11), Jonas Beck (S. 14), Perry Wunderlich (S. 17), Ole Yssing (S. 22), Stefan Schulte (S. 26), Franz Roth (S. 32), Michael Bönnte (S. 38), Elke Erben (S. 42), Willi Rolfes (Heftmitte), Archiv, privat **Bezug** Telefon: 0251 495-541, Telefax: 0251 495-7541, materialdienst@bistum-muenster.de **Einzelbezugspreis** 3,50 Euro **Jahresabonnement** 9,90 Euro (3 Ausgaben)

ZKZ 74165 ISSN 1863-7140



Der Ausgleich der Treibhausgasemissionen erfolgte durch die Unterstützung anerkannter Klimaschutzprojekte. Wir unterstützen mit diesem Druck ein Klimaschutzprojekt im brasilianischen Staat Ceará. Das Projekt umfasst fünf Keramikproduktionsstätten, die nachhaltig produzierte, erneuerbare Biomasse zur Befeuerung nutzen.

Liebe Leserinnen und Leser!



„Suche Frieden“ – Rückt das Leitwort des kommenden Katholikentages die Suche nach Frieden zu Recht als zentrale Motivation christlicher Nachfolgepraxis aus den Kulissen in den Vordergrund? Fokussiert das Leitwort aktuell brisante Fragestellungen, die dringend unserer Antwort bedürfen? Oder anders gefragt: Ist dieses Thema jetzt dran? Trifft es den Kern und trifft es den Nerv?

In der globalen Perspektive ist all das, was dem Frieden keine Chance gibt, Krieg, Terror, Unterdrückung, Ausbeutung, Zerstörung, Katastrophen und die vielfältigen Folgen für die betroffenen Menschen in vor wenigen Jahren noch unvorstellbarer Weise alltagspräsent. Wir sind in der Lage, sie weltweit vernetzt im Sekundentakt wahrzunehmen. Gesellschaftlich betrachtet sitzen wir in Deutschland allerdings seit über 70 Jahren weitgehend „im Trockenen“ und beobachten aus der sicheren Distanz, wie es um den Frieden in der Welt steht. Dabei hat die uns irrational erscheinende Terrorgewalt als neue Form der Kriegsführung gegen die Zivilgesellschaft längst nicht nur Europa, sondern auch Deutschland erreicht. Der Anschlag auf dem Breitscheidplatz in Berlin etwa hinterließ Opfer und trauernde Angehörige – zugleich aber auch Bestürzung und Unverständnis, wie schnell wieder zum Geschäft auf dem Weihnachtsmarkt, zur kommerzialisierten Friedensverheißung übergegangen wurde. Realisieren wir, dass wir mittelbar und zum Teil auch unmittelbar an den friedlosen Zuständen andernorts ebenso konstruktiv wie destruktiv beteiligt sind, angefangen von den inzwischen akzeptierten weltweiten „Friedensmissionen“ der Bundeswehr bis zu deutschen Kriegswaffenexporten in Krisengebiete. Manche Beteiligung wird uns erst deutlich, wenn ihre Konsequenz direkt bei uns ankommt, sei es als „Flüchtlingsstrom“, Klimawandel oder eine das staatliche Gewaltmonopol zunehmend herausfordernde Gewaltbereitschaft.

Wie reagieren wir?

Die innerdeutschen Verhältnisse verlangen einen genaueren Blick, um hinter den gesellschaftlichen Konfliktklinien die große Frage nach Frieden zu entdecken. Wir setzen das friedliche Zusammenleben – vielleicht allzu naiv – vielfach als selbstverständliche Rahmenbedingung einfach voraus. Welchen Seltenheitswert Sicherheit, Rechtsstaatlichkeit und zivile öffentliche Infrastruktur im globalen Vergleich haben, ist uns oft nicht bewusst.

Im Leben des Einzelnen wird die Sehnsucht nach Frieden häufig erst als tiefliegende Motivation erkennbar, wenn die eigene Sorglosigkeit durch Überforderung und Scheitern, durch Angst, Krankheit, Schicksalsschlag oder unmittelbare Konfrontation mit Armut, Leid und Gewalt durchbrochen wird. Zur Vorbereitung des Katholikentages haben sich die Redaktionen von **Unsere Seelsorge**, dem Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge, und **KIRCHE UND SCHULE**, der Zeitschrift der Hauptabteilung Schule und Erziehung, gemeinsam auf die Friedenssuche begeben. Die Beiträge in dieser von beiden Seiten zur Lektüre empfohlenen Doppelausgabe greifen die vielschichtigen Dimensionen der Suche nach Frieden – global, gesellschaftlich, individuell auf. Vor allem stellen sie die Frage, welche gestaltende Rolle die Religion(en) und der Glaube als Antriebe eines friedliebenden und friedensfördernden gesellschaftlichen Dialogs spielen.

Ein Teil der grundlegenden Artikel dieser Ausgabe von **Unsere Seelsorge** fragt, wie zentral die Verbindung von Gewaltlosigkeit und Friedfertigkeit für den christlichen Glauben ist. Andere beleuchten den Zusammenhang von Religion und Gewalt. Sie fragen nach den Möglichkeiten eines friedensfördernden interreligiösen Dialogs.

Viele Autorinnen und Autoren folgen der Einladung von **Unsere Seelsorge**, einen persönlichen Beitrag zu schreiben, der bewusst den Zusammenhang ihrer

Thematik oder ihres Engagements sowohl mit der Friedenssuche als auch mit der eigenen biographischen Erfahrung aufgreift. Die Unterschiedlichkeit der Antworten und die Authentizität der Beiträge haben uns ebenso beeindruckt und überzeugt wie die Bilderserie aus dem Fotowettbewerb zum Motto „Suche Frieden“ (vgl. S. 42), mit der wir diese Ausgabe illustriert haben.

Unsere Friedensspurensuche zur Vorbereitung des Katholikentages 2018 in Münster setzen wir bis zum Mai 2018 regelmäßig online auf www.vorbereitung-katholikentag2018.de fort (siehe S. 42). Schon in der vorliegenden Printausgabe zeigt sich aber für uns, was dieser Ausgabe den Titel gab: „Wir können Frieden“: Wir haben die Mittel, wir haben die Gelegenheit(en), vor allem aber haben wir ein Motiv. Wir können zu Friedenstärkern werden!

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!



Donatus Beisenkötter
Redaktion Unsere Seelsorge
beisenkoetter@bistum-muenster.de



Frank Vormweg
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Hauptabteilung Seelsorge
vormweg@bistum-muenster.de



Angelika Kästner | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

Friede und Gewalt

Theologische Überlegungen für politische Handlungsfelder

Die Welt ist „aus den Fugen geraten“. So bringt Bundespräsident Steinmeier die Weltlage seit geraumer Zeit ins Wort. Zum ersten Mal verwendete der damalige Außenminister dieses treffende Bild meines Wissens bereits am 27. September 2014, also vor mehr als drei Jahren, in einer Rede vor der UN-Vollversammlung. Ja, die Welt ist aus den Fugen geraten! Vielleicht müsste man besser sagen: Mit dem Ukraine-Krieg vor dreieinhalb Jahren geriet die Welt aus der Sicht von Mitteleuropäern aus den Fugen. In vielen Ländern und Regionen war und ist die Welt allerdings nie in den Fugen gewesen.

Die eschatologische Dimension des Friedens

Doch wie anders könnte und sollte es sein: „Sie schmieden Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen. Man zieht nicht mehr das Schwert, Volk gegen Volk, und übt nicht mehr für den Krieg.“

So beschreibt es der Prophet Jesaja in seiner Vision (Jes 2,2-5). Welch ein Kontrast zwischen unserer Welt und der Vision des Propheten angesichts der vielen Kriege! Welch ein Kontrast angesichts des vielfachen Leids, das wir täglich in den Medien mitbekommen! Welch ein Kontrast schon angesichts der Tatsache, dass wir es noch nicht einmal fertigbringen, die Früchte der Erde auf alle Menschen zu verteilen!

Am Ende der Tage

Aber der Prophet hat nicht gesagt, dass seine Vision bald eine umfassende Wirklichkeit werden soll. Vielmehr leitet er sie mit den Worten ein: „Am Ende der Tage wird es geschehen!“ Einen dauerhaft umfassenden Frieden auf der ganzen Welt wird es in dieser Zeit nicht geben. Es wird immer einzelne Menschen, Gruppen und Völker geben, die ihren Vorteil auf Kosten anderer suchen. Erst wenn Gott die Macht des Bösen zu einem Ende bringt, erst wenn er die Welt vollendet, wird es echten und umfassenden Frieden geben. Bis dahin ist es unsere Zeit und unsere Aufgabe, dieser endzeitlichen Wirklichkeit zum Wohl der Menschen möglichst nahe zu kommen und die Wege für einen möglichst dauerhaften und umfassenden Frieden zu suchen und zu gehen. Mit den Worten des Zweiten Vatikanischen Konzils gesagt: „Der Friede [ist] niemals endgültiger Besitz, sondern immer wieder neu zu erfüllende Aufgabe“ (GS 78).

Was ist Friede?

Friede ist natürlich mehr als die Abwesenheit von Krieg. Friede ist die Fülle des Lebens. Im Hebräischen und im Arabischen bezeichnet das entsprechende Wort „shalom“ bzw. „salam“ Wohlfahrt, Sicherheit, Heil. Frieden meint Wohlergehen im umfassenden Sinn. „Gerechtigkeit und Friede küssen

sich“, heißt es in Psalm 85,11. Wie Friede umfassendes Heil und damit auch Gerechtigkeit einschließt, setzt er gleichzeitig Gerechtigkeit voraus. Es

» Friede ist zuerst eine Eigenschaft Gottes.



gibt keinen dauerhaften Frieden ohne Gerechtigkeit. Oder um es mit dem Propheten Jesaja zu sagen: „Der Friede ist die Frucht der Gerechtigkeit“ (Jes 32,17). Daher hat Papst Paul VI. bereits vor 40 Jahren in seiner Enzyklika „Populorum Progressio“ vom März 1967 darauf hingewiesen, dass „Entwicklung der neue Name für Friede“ ist (PP 76). Noch immer haben wir westlichen Länder dies nicht wirklich gelernt. Ansonsten sähe die Entwicklung in südlichen und wohl auch in östlichen Ländern anders aus.

Was hilft, dass Friede wachsen kann? Was sind wichtige Haltungen und Schritte auf dem Weg zu Frieden?

Ich möchte dazu einige Gedanken aus theologischer Sicht entfalten, die im Wesentlichen auf der katholischen Soziallehre beruhen. Manches ist sicher bekannt. Manches ist vielleicht anstößig. Aber ich möchte nicht zu glatt formulieren, sondern zur Diskussion anregen. Und das gleich mit meinem ersten Schritt. Denn ich kann nicht anders, als mit dem zu beginnen, von dem aller Friede ausgeht, ja, der der Friede ist:

Gott und das kritische Potenzial des christlichen Glaubens

Friede ist zuerst eine Eigenschaft Gottes. Entsprechend heißt es im Epheserbrief (2,14): „Er [Jesus Christus] ist unser Friede.“ Dann führt der Verfasser aus, dass er Juden und Nichtjuden durch das Kreuz in einem einzigen Leib versöhnt hat. Wörtlich heißt es weiter: „Er hat in seiner Person die Feindschaft getötet“ (Eph 2,16). Deshalb wäre es wichtig, dass Gott mehr die Mitte allen Tuns wird. Dann wird größerer Friede unter den Völkern wie unter einzelnen Menschen entstehen. Denn wenn wir auf Gott unsere Hoffnung setzen, lösen wir uns von

der Gefangenheit in uns selbst, der Wurzel aller Feindschaft. Wenn wir auf Gott unsere Hoffnung setzen, haben wir die Freiheit, unser Leben aus dem

liebenden Blick auf die anderen hin zu gestalten, weil wir uns dann nicht an uns selbst festhalten müssen! Daher formuliert das Konzil: „Der irdische Friede [...] [ist] Abbild und Wirkung des Friedens, den Christus gebracht hat und der von Gott dem Vater ausgeht“ (GS 78).

Gewalt im Namen Gottes?

Wahrscheinlich werden viele denken: „Ist nicht im Namen des christlichen Gottes viel Gewalt ausgeübt worden?“ Ja, auch der christliche Glaube wurde missbraucht und lässt sich missbrauchen – wie jede gute Sache. Aber in seine „DNA“ sind durch die Person Jesu Christi Friede und Gewaltlosigkeit zutiefst eingepreßt. Und das kann man in der Geschichte auch sehen:

- Gegen die Idee vom Heiligen Krieg und gegen Kriege zur Ausweitung des eigenen Machtgebietes entwickelte Augustinus am Beginn des 5. Jahrhunderts die Lehre vom gerechten Krieg und setzte sich gegen Folter und Todesstrafe ein.
- Gegen die Gewalt Karls des Großen bei der Missionierung der Sachsen wandte sich sein Lehrer Alkuin: Nach der Heiligen Schrift und der Lehre der Kirchenväter solle man das Wort Gottes durch Predigen und nicht mit dem Schwert verbreiten. Daraufhin änderte Karl sein Verhalten.
- Gegen die Kreuzzüge gab es schon vom 11. Jahrhundert an Kritik, die von Mt 26,52 ausging, wo Jesus zu Petrus am Ölberg sagt: „Steck dein Schwert in die Scheide; denn alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen.“
- So könnte es jetzt weitergehen über Friedrich von Spees „Cautio Criminalis“

gegen Hexenverfolgung und Folter bis hin zu den verschiedenen leider vergeblichen Friedensbemühungen von Papst Benedikt XV. während des Ersten Weltkriegs, dem diskutierbaren, aber intensiv auf Frieden ausgerichteten Verhalten von Pius XII. vor und im Zweiten Weltkrieg und der klaren Verurteilung des Irak-Kriegs durch Johannes Paul II..

Immer dann, wenn Kirche sich nicht am Zeitgeist der Macht, sondern am Evangelium orientiert hat, hat sie die Alternative zu den in allen Zeiten vorhandenen Machtgelüsten der Herrscher aufgezeigt. Bis heute.

Dialog auf Augenhöhe

Im Januar 2017 rief mich Laurent Lompo, Erzbischof von Niamey im Niger, an. Genau zwei Jahre zuvor waren dort innerhalb von zwei Tagen über 40 Kirchen, Pfarrheime, Pfarrhäuser, Schwesternhäuser, Kindergärten und Fahrzeuge durch von Islamisten angestachelte jugendliche Muslime angezündet worden – zum Teil auch private Wohnhäuser von Christen. Es gab zehn Todesopfer. Nun bat mich Erzbischof Laurent um finanzielle Unterstützung für ein Projekt, durch das muslimische und christliche Studenten miteinander ins Gespräch kommen können. Er sagte: „Was wir vor allem brauchen ist Dialog.“ Tatsächlich, Dialog ist der wichtigste konkrete Schritt hin zum Frieden. Das gilt für die große Politik wie auch für unseren Nahbereich in Familie, Arbeitsplatz, Nachbarschaft und Bekanntenkreis. Damit ein Dialog als Schritt

aber heißt es, dass er sah und Mitleid bekam. Im Dialog geht es um eine solche, den anderen mit Liebe anschauende Begegnung.

Der liebende Blick

Pater Jacques Mourad, ein syrisch-katholischer Priester, bietet ein berührendes Beispiel: Pater Mourad wurde fünf Monate vom IS gefangen gehalten. Sein Schicksal ist durch die bewegende Friedenspreisrede von Navid Kermani im Oktober 2015 bekannt geworden. In einem Interview mit der FAZ erzählte Pater Mourad, wie er in der Geiselhaft überlebt hat und sagte: „Ich konzentrierte mich darauf, den Terroristen in die Augen zu sehen, den Menschen dahinter zu erkennen. [...] Auf diese Weise konnte ich die Beziehung zu meinen Peinigern als eine menschliche leben. Ihre Haltung mir gegenüber hat sich dadurch gewandelt.“ Was für ein Zeugnis! Wie wir Menschen anschauen, das bestimmt die Beziehung! Wenn wir auf Gott setzen, wächst in uns die Freiheit, unser Leben aus dem liebenden Blick auf die anderen hin zu gestalten.

Selbstgerechtigkeit überwinden

Doch wird dies nicht erst dann möglich, wenn ich aus dem Bewusstsein lebe, dass auch ich verwundbar, ja verwundet bin, dass auch ich nicht ganz heil bin und deshalb nicht auf andere herabschauen kann, dass auch ich nicht nur gut bin, sondern selbst der Vergebung bedarf? Ein dritter Schritt auf dem Weg des Friedens ist deshalb das Anerkennen der Wirklichkeit, dass ich ein Sünder bin.

an sich denkt. Solche Selbstgerechtigkeit ist die Wurzel allen Unfriedens. Der Friede beginnt da, wo jemand aus dem Bewusstsein lebt, dass zunächst er ein Sünder ist. Der Friede unter den Menschen beginnt da, wo jemand die eigene Selbstgerechtigkeit überwindet. Der Friede auf der Welt beginnt nicht da, wo jemand in der Lage ist, Streit zu unterdrücken, sondern dort, wo jemand etwas tut, das allem Rangdenken und Abwägen widerspricht, dort, wo jemand auf seine Ehre verzichtet. Auf diese Zusammenhänge weist uns jedes Beten des Vaterunsers hin, wenn wir sprechen: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“ (Mt 6,12).

Aus dieser Haltung wird als vierter Schritt Vergebung und Versöhnung möglich.

Vergebung und Versöhnung

Ein kleines Gedankenexperiment: Bei welcher Gelegenheit ist Ihnen das letzte Mal ein Unrecht geschehen? Vielleicht können Sie eine solche Situation erinnern. Was war dann Ihr erster Gedanke und Ihre erste spontane Gefühlsregung? Meist sind es Ärger und der Gedanke an Vergeltung. Das ist menschlich. Deshalb ist Friede in den verschiedenen Zusammenhängen häufig so schwer. Denn Friede ist nur durch Vergebung und Versöhnung möglich. Ärger und der Gedanke an irgendeine Weise der Vergeltung fesseln uns selbst und lähmen unsere Beziehung zum anderen. Daher gilt das Wort von Hannah Arendt: „Vergebung ist der Schlüssel zu Tat und Freiheit.“

Die Botschaft des Kreuzes

Jesus ist so weit gegangen, sich selbst verwunden zu lassen, um in der Liebe zu bleiben und Versöhnung zu ermöglichen. Die Botschaft des Kreuzes besteht darin, dass Jesus die Spirale von Gewalt und Gegengewalt durchbrochen hat, indem er die Gewalt, die andere ihm antaten, ausgelitten hat. Das ist in gewissem Sinn das Muster für den Weg des Menschen: etwas tun, das nach normalem menschlichem Maßstab töricht scheint und auch dem normalen Gefühl der Selbstachtung widerspricht, und dadurch Frieden schaffen.

» Es ist diese Haltung einer Liebe, die sich selbst verwunden lässt, die Gewaltfreiheit ermöglicht.



zum Frieden zustande kommen kann, braucht es das Anschauen des anderen. Dabei zeigt uns das Evangelium im Gleichnis vom barmherzigen Samariter, dass es auf die Art und Weise des Anschauens entscheidend ankommt. Der Priester und der Levit schauen auch. Aber es bleibt ein kaltes Sehen mit der Konsequenz, dass sie vorübergehen. Vom barmherzigen Samariter

Klar, das Wort „Sünder“ ist nicht beliebt, aber es ist ein wichtiger Begriff in der Bibel und die Wirklichkeit, die es bezeichnet, ist sehr bedeutsam. Denn das Leben der Wahrheit, dass wir Sünder sind, hindert uns daran zu meinen, nur der andere, der neben mir, den ich nicht leiden kann, der politische Gegner, eben der andere, sei auf dem Holzweg, nur er sei einer, der zuerst

Für mich persönlich ist diese Haltung eindrucksvoll im Wahlspruch einer jungen französischen Ordensgemeinschaft formuliert. Die Kleinen Schwestern vom Lamm haben drei Jahre in Münster gelebt. Ihr Lebenswort lautet: „Wenn auch verwundet, höre ich nicht auf zu lieben.“ Meine Erfahrung ist: Wo Menschen aus dieser Haltung leben, beginnt sich etwas zu verändern, da wandeln sich Angst und Aggressivität in Zuversicht und Frieden. Es ist diese Haltung einer Liebe, die sich selbst verwunden lässt, die Gewaltfreiheit ermöglicht. Oder, um noch einmal das letzte Konzil zu zitieren: „So ist der Friede auch die Frucht der Liebe, die über das hinausgeht, was die Gerechtigkeit zu leisten vermag“ (GS 78).

Gewaltfreiheit

Natürlich kann man Gewaltfreiheit auf verschiedene Weise begründen, zuerst damit, dass Gewalt des Menschen unwürdig ist. Papst Johannes Paul II. schrieb: „Die Gewalt zerstört das, was sie zu schützen vorgibt: die Würde, das Leben, die Freiheit des Menschen.“¹ Doch ich erlebe, dass die Gewaltfreiheit eine eigene Kraft entfaltet, wo sie auf der beschriebenen Grundlage einer vergebenden und zum Tragen von Verwundung bereiten Liebe geschieht

und nicht nur ein eher theoretisches Axiom bleibt. Nicht umsonst heißt es in der Bergpredigt (Mt 5,44): „Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen.“ Diese Sicht ist übrigens eng mit Gandhis tiefem Verständnis von

» Der Glaube und das Gebet können uns davor bewahren, in Angst zu verfallen.

Gewaltfreiheit verwandt. Auch aus christlicher Perspektive ist jedenfalls die Gewaltlosigkeit bis an die Grenze des Möglichen eine entscheidende Option auf der Suche nach Frieden.

Der Glaube und das Gebet

Abdo Arbach ist griechisch-katholischer Bischof von Homs in Syrien. Bei einer für mich sehr beeindruckenden Begegnung mit ihm habe ich ihn gefragt, was ihm und den anderen Christen hilft, in der Hölle von Homs zu überleben. Er sagte: „Der Glaube, das Gebet und der gemeinsame Gottesdienst – auch wenn dabei die Bomben in Hörweite einschlagen.“ Ich musste an diese Worte denken, als ich das erwähnte Interview mit Pater Jacques Mourad las. In dem Interview beschreibt er, was ihm in der Bedrängnis der Geiselhaft geholfen hat

und sagt: „Mein Glaube und das Gebet bewahrten mich davor, in Angst zu verfallen.“

„Deutschland hat Angst“, schrieb „Spiegel ONLINE“ im Herbst 2016, denn zwei Drittel der Deutschen

sahen dem kommenden Jahr nicht mit Hoffnung entgegen. Die Gründe liegen vor allem in „Sorgen vor Gewalt und Kriminalität, vor einem Terroranschlag und vor immer mehr Flüchtlingen in Deutschland“. Das Wohlstandsland Deutschland hat Angst, und Angst ist bekanntlich ein schlechter Ratgeber. Vielleicht erklärt das manches, was aktuell in unserem Land und in Europa so unverständlich ist.

Der Glaube und das Gebet können uns davor bewahren, in Angst zu verfallen. Und sie können uns helfen, immer intensiver Schritte des Friedens zu gestalten.

¹ Johannes Paul II., zit. n.: Kompendium der Soziallehre, Nr. 496.

² Eigene Übersetzung aus dem Französischen.

„Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens.
Wo Hass herrscht, lass mich Liebe bringen.
Wo Beleidigung herrscht, lass mich Vergebung schenken.
Wo Zerstrittenheit herrscht, lass mich Einigkeit fördern.

[...]

O Herr, lass mich nicht so sehr trachten,
dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste,
nicht, dass ich verstanden werde, sondern dass ich verstehe,
nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe;
denn im Geben empfangen wir,
im Sich-selbst-Vergessen finden wir,
im Verzeihen wird uns Verzeihung geschenkt,
und im Sterben erstehen wir auf zum ewigen Leben.“²



Dr. Stefan Zekorn
Weihbischof

sekr.wb.zekorn@bistum-muenster.de



Christiane Alt-Epping | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

Suche Frieden und übe die Friedfertigkeit

Gewaltfreiheit als christliche Lebensform

Am Ende jeder Eucharistiefeyer entlässt der Priester die Gläubigen mit den Worten „Gehet hin in Frieden.“ Ich kenne diese Formel seit Kindertagen, aber viel gedacht habe ich mir dabei jahrzehntelang nicht. Ansonsten war in der Gemeinde vom Frieden kaum die Rede, eine Friedensgruppe gab es schon gar nicht, und wo sie später entstanden, galten sie in der Regel als links oder gar „rot“, wurden als randständig empfunden, weil, so eine geläufige Meinung, Kirche und Frieden nur am Rande miteinander zu tun haben. Eine Reihe von Erfahrungen hat mich im weiteren Verlauf meines Lebens zu der gegenteiligen Überzeugung geführt, doch das Studium der Theologie trug dazu wenig bei. Das änderte sich, als ich begann, mich mit dem Dreißigjährigen Krieg zu beschäftigen.

Gewaltursache Religion

Die Konfessionskriege in Europa rührten nach meinem Empfinden an die Herzmitte des christlichen Glaubens. Denn wie konnte innerhalb der „Religion der Liebe“ eine Serie bewaffneter Konflikte entstehen, die manche Regionen Europas in eine menschenleere Wüste verwandelte? Es lag nahe, diese Fragestellung auf die Religion ganz allgemein auszuweiten: Hat der Philosoph Ludwig Feuerbach Recht mit seiner These, jeder Glaube enthalte ein böses Prinzip, weil er einen Gegensatz schaffe zwischen den Gläubigen und den Ungläubigen? Beweist nicht der islamistische Terrorismus unserer Tage, dass Religion unvermeidbar wie ein Spaltpilz wirkt, der jede Gesellschaft zerstört, wenn keine Gegenmaßnahmen ergriffen werden? Ist das Sache des Staates oder sind die Religionen von sich aus im Stande, Gegenkräfte zu entwickeln?

Religion und Gewalt

Religion stellt ein Element der menschlichen Kultur dar, das mit zahlreichen anderen verknüpft ist, in traditionellen Gesellschaften mit fast allen. Das bringt eine enorme religiöse Vielfalt hervor. Daher ist das Wort „Religion“ ebenfalls vieldeutig und lässt sich nicht auf einen einzigen, fest umrissenen Begriff bringen. Ähnlich verhält es sich mit dem Wort „Gewalt“ und auch mit dem Wort „Frieden“: „Frieden“ ist ein Urwort von schwerer Substanz, aber von großer Spannweite und Vielschichtigkeit“ (H.E. Tödt). Die Begriffe beziehen sich auf komplexe Phänomene, deren Verknüpfungen ein noch weitaus komplexeres Netzwerk bilden. Pauschalurteile und simple Losungen helfen da dem Verständnis nicht weiter. Trotzdem leiden die gegenwärtigen Debatten über das Verhältnis von Religion, Gewalt und Frieden oft an „Komplexitätsvergessenheit“ (A. Nassehi), auch auf Seiten der Friedensbewegung. Es gibt in dem Geflecht von Überlagerungen und Überkreuzungen keine linearen Ableitungen, weder in Richtung

Gewalt noch in Richtung Frieden. Ein religiöses Überzeugungssystem mag systematisch und logisch durchstrukturiert sein, doch seine Wirkung im politischen und gesellschaftlichen Raum folgt dennoch keiner Logik. Das trifft für die Beziehung zwischen

jener Religion überwunden werden muss, in der sie ausgeübt und gerechtfertigt wird.

Christlicher Glaube und Gewalt

Christen sind meist überzeugt, genau das sei im christlichen Glauben

» Religiöse Gewalt in jeder Form muss letztlich im Rahmen jener Religion überwunden werden, in der sie ausgeübt und gerechtfertigt wird.



Religion und Gewalt schon deshalb zu, weil Gewalt in sehr unterschiedlicher Art und Weise in einer Religion zum Thema werden kann. Bevor Religion das Handeln von Menschen in der Welt beeinflusst, deutet sie diese Welt und die Gewalt in ihr. Viele Schöpfungsgeschichten bieten in diesem Sinne eine Antwort auf die Frage an, woher die Gewalt in der Welt und im Leben der Menschen kommt. Den biblischen Schöpfungserzählungen zufolge hat die Gewalt ihren Ursprung in einer freien Entscheidung des Menschen gegen den Willen Gottes, also im Sündenfall. Die menschliche Geschichte außerhalb des Paradieses beginnt deshalb sofort mit einem Brudermord.

Gewalt als Teil einer religiösen Praxis

Doch Religion deutet Gewalt nicht nur, sie rechtfertigt sie auch, und zwar zunächst als einen Teil religiöser Praxis. Beispielsweise werden Opfer dargebracht, im Extremfall Menschenopfer. Selbst sie stellen kein ethisch-moralisches Problem dar, sondern eine Notwendigkeit: Sie sollen Götter gewogen stimmen oder versöhnen, manchmal dienen sie sogar dazu, die Existenz der Götter selbst und mit ihr die Fortdauer der Welt zu gewährleisten. Vor diesem Hintergrund ist es bemerkenswert, dass weder staatlicher Zwang noch die säkulare Vernunft die Abschaffung der Menschenopfer herbeigeführt haben, sondern sich in allen Hochreligionen die Abkehr von ihnen aus religiösem Antrieb heraus vollzog. Vielleicht lässt sich aus diesem exemplarischen Vorgang schließen, dass religiöse Gewalt in jeder Form letztlich im Rahmen

ben geschehen. Es fällt ihnen schwer nachzuvollziehen, weshalb Nichtchristen das nicht selten grundsätzlich bezweifeln und das Christentum im Gegenteil für einen fatalen religionsgeschichtlichen Rückfall halten. Denn der christliche Glaube beendet die heidnische und jüdische Opferpraxis doch im Zeichen des Kreuzes, das heißt, dank des blutigen Opfertodes Jesu, den Gott von „seinem Sohn“ um der Gerechtigkeit willen gewollt hat. Dass Jesus diesen Tod freiwillig auf sich genommen hat, ändert nichts an der unerbittlichen Notwendigkeit dieses Menschenopfers. Und es macht, so gesehen, die Sache keineswegs besser, wenn die katholische Kirche seither Mess-Opfer feiert im Sinne einer unblutigen Vergegenwärtigung jenes grausamen Blutopfers. Die meist ethisch motivierte Kritik an der christlichen Vorstellungswelt zielt also auf den religiösen Kern des christlichen Glaubens, und sie sieht sich bestätigt durch die Blutspur, die er im Laufe der Kirchengeschichte gezogen hat. Sie lässt sich nicht widerlegen, indem auf Zeugnisse christlicher Nächstenliebe verwiesen wird. Denn es geht um eine religiöse Antwort auf eine Frage, die bereits die allerersten Judenchristen umgetrieben hat: Weshalb musste der „Messias“ all das erleiden? Wenn das Geschehene dem Willen Gottes entspricht, wirft das nicht einen recht düsteren Schatten auf Ihn? Wie kann ein liebender Gott den gewaltsamen Tod Jesu wollen?

Gewaltfreiheit in der Nachfolge Christi

Das Neue Testament hält konsequent an der Überzeugung fest, Jesus habe

im Gehorsam gegenüber dem Willen Gottes seinen Tod angenommen. Das bedeutet negativ: Dieser Tod war kein Zufall oder Unfall, das Ergebnis einer schicksalshaften Verfügung, der Jesus

» Alles kommt darauf an, die innere Verbindung zwischen der Gewaltsamkeit des Kreuzestodes und dem Gewaltverzicht Jesu wahrzunehmen.

als bloßes Opfer unterworfen war. Jesus wird das Opfer der Gewalt, weil er es will. Seine Ohnmacht am Kreuz ist die Folge der bewussten Entscheidung, sich weder der tötenden Gewalt durch Flucht zu entziehen noch sich ihr mit Gewalt zu widersetzen. Alles kommt darauf an, die innere Verbindung zwischen der Gewaltsamkeit des Kreuzestodes und dem Gewaltverzicht Jesu wahrzunehmen. Nur dann nämlich wird erkennbar, dass Gewaltfreiheit in der Nachfolge Christi kein ethisches Ideal darstellt, sondern ein wesentliches Merkmal einer Lebensform, die der Art und Weise entspricht, in der Gott in der Welt wirkt. In Gottes Wirken aber manifestiert sich rein und vollkommen sein Wesen. Der Sinn des Gehorsams Jesu liegt genau darin: in seinem Leben und Sterben das Wesen Gottes als Liebe zu offenbaren, die sich auch dann treu bleibt, wenn sie auf keine Gegenliebe trifft oder sogar Hass und Gewalt provoziert.

Kirche und Frieden

Frieden ist kein Nebenthema für die Kirche, denn seit alters ruft sie in jedem Gottesdienst Jesus als ihren „Kyrios“, ihren Herrn, an, den sie zugleich als „Friedensfürst“ verehrt. Den Frieden als Thema stiefmütterlich behandeln, heißt nichts weniger, als diesem Friedensfürsten den Gehorsam zu verweigern. Es geht nicht vorrangig um den Frieden als sozialetische oder politische Aufgabe, es geht um das Sein der Kirche als dem Herrschaftsbereich Jesu Christi. Deswegen spielt das Friedensmotiv in der Eucharistiefeier, dem sakramentalen Selbstvollzug der Kirche, eine so wichtige Rolle zwischen dem Priester und der Gemeinde („Der Friede sei mit euch“

/ „Und mit Deinem Geiste“) und zwischen den Gemeindemitgliedern („Der Friede sei mit Dir“) sowie schließlich in der Aussendung der Gemeinde („Geht hin in Frieden“). Der erste und

wichtigste Beitrag der Kirche zum Frieden in der Welt besteht folglich darin, zuerst in sich selbst dem Frieden Jesu Christi Raum zu geben und diesen Frieden in die Welt hineinzutragen. Denn der Herrschaftsanspruch des Friedensfürsten duldet keine Einschränkung und verbietet eine schizophrene Aufspaltung der christlichen Existenz in ein Leben als Bürger und Bürgerinnen des Gottesreiches und ein Leben als Staatsbürger und Glieder der Gesellschaft.

Friedfertigkeit und Gewaltfreiheit

Das Fundament der verschiedenen Lebensbereiche und das Bindeglied zwischen ihnen bildet die Tugend der Friedfertigkeit, die in der kirch-

» Der Verzicht darauf, in eigener Sache Gewalt einzusetzen, ist eine unverzichtbare Konsequenz der christlichen Lebensform.

lichen Verkündigung und Lehre endlich einen zentralen Stellenwert erhalten muss, nachdem sie lange in der Predigt, im Unterricht und der katechetischen Unterweisung sträflich vernachlässigt wurde. Friedfertigkeit umfasst mehr als Gewaltfreiheit, doch der Verzicht darauf, in eigener Sache Gewalt einzusetzen, ist eine unverzichtbare Konsequenz der christlichen Lebensform. Das bedeutet weder Harmoniesucht noch ängstliche Konfliktvermeidung, sondern die innere, spirituelle Kraft, Konflikte im Geist Jesu Christi auszutragen. Friedfertigkeit und Gewaltfreiheit im Geist des Evangeliums Jesu Christi sind keine Sache von Schwächlingen und Feiglingen, sie erfordern Mut zum Widerspruch und Widerstand, zu Standfe-

stigkeit und Beharrlichkeit, aber auch den Mut, Kompromisse zu schließen, überraschende Initiativen zu ergreifen und kreative Lösungen zu entwickeln. Friedfertigkeit als kirchliche und politische Tugend ist also, kurz gesagt, die Kunst, mit Spannungen zu leben und Konflikte als Lebenselixier starker Gemeinschaften zu nutzen, die an ihnen wachsen, anstatt von ihnen zerstört zu werden. Nur so und nur dann verhindert sie die Perversion des Friedens zur Friedhofsruhe, die sich bleiern über alles Leben legt und es erstickt.



Prof. Dr. em. Heinz-Günther Stobbe
h-g.stobbe@gmx.de



Volker Sander | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

Wir können Frieden!

Gewaltverzicht aus Gottvertrauen

Ich stelle mir vor, dass der Krieg in Syrien ein Ende hat und frage mich, wie die Menschen dort sieben Jahre später ihr Leben gestalten werden. Genau sieben Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde ich geboren. Wie viel Krieg muss damals noch in der Luft gelegen haben! Drei Brüder meiner Mutter kehrten nicht mehr heim. Mein Vater erzählte nur ein einziges Mal, Jahrzehnte später, vom Krieg, bei einer Familienfeier, spät abends, im engen Kreis seiner Brüder und mir als Zuhörer: dass ihm und seinen Kameraden einmal befohlen wurde, zwölf russische Gefangene mitten auf dem Transport zu erschießen – aus Vergeltung für einen Sabotageakt durch andere russische Männer. Die Gefangenen hatten zuvor ihre eigene Grube auszuheben. Als sich unter der Erde, mit denen die Erschossenen bedeckt wurden, noch Leben regte, schossen die deutschen Soldaten so lange durch die Erde, bis die Bewegungen aufhörten.

Krieg spielen

Wir Kinder spielten damals gerne Cowboy und Indianer. Begeistert waren meine Eltern darüber nicht. Ich bekam dennoch einen kleinen Revolver, einen Zündblättchenrevolver, geschenkt. Vor jedem Schuss musste man ein kleines Zündblättchen auf eine Pfanne auflegen. Mein Vater erklärte es mir, ließ aber – demonstrativ – im Moment des „Schusses“ die kleine Spielzeugwaffe fallen und erzeugte damit in mir nachhaltig ein Gefühl der Angst, das sich bei jeder einzelnen Zündung neu einstellte. Und meine Mutter? Sie gab mir auf, niemals auf andere zu zielen, sondern an ihnen vorbeizuschießen. Unterbewaffnung, Zündangst und Moral ... mein kindliches Kriegsspielen war ein einziger Krampf.

Gewaltverzicht

Aus sportlichen Gründen hätte ich mir ein hartes Training in der Armee vorstellen können. Gute Einflüsse während meiner Oberstufenzeit durch

» Wohin ich schaue, entdecke ich Friedenshandeln. Es ist so selbstverständlich, dass wir es für gewöhnlich gar nicht eigens wahrnehmen.

einen Freund und einen Geistlichen haben mir indes dazu verholfen, über Konfliktlösungsstrategien nachzudenken, die jenseits von Gewaltanwendung liegen. Intensive tägliche Schriftgespräche und Gottesdienstbesuche vermittelten mir die biblische Orientierung: Gewaltverzicht aus Gottvertrauen.

Kriegsdienstverweigerung

Dass ich in meiner Stadt und Region niemanden im Hinblick auf meine Entscheidung zur Kriegsdienstverweigerung und das Anerkennungsverfahren um Rat fragen konnte, motivierte mich, während meines Studiums andere in dieser Sache zu beraten und sie mit diözesanem Auftrag in ihren Verhandlungen zu vertreten. Ich begann, meine Erfahrungen zu publizieren, zuerst über das Leid von inhaftierten nichtanerkannten Kriegsdienstverweigerern. Den Zusammenhang von Militärdienst und Zivildienst konnte ich unter dem

Aspekt „Zivildienst – Kriegsdienst ohne Waffen“ offensichtlich so überzeugend darlegen, dass der Richter, der mich damals zu sechs Monaten Freiheitsstrafe wegen Zivildienstverweigerung verurteilte, von der schwersten Entscheidung seiner Laufbahn sprach und der Staatsanwalt mich ernsthaft mit den Märtyrern der alten Kirche verglich.

Friedenshandeln

Dabei hatte ich mich damals nur an einer sehr speziellen, meiner biografischen Entwicklung entsprechenden Stelle in die Friedensthematik hineingearbeitet und positioniert. Andere tun dies, ihrem Werdegang und Lebensschwerpunkt entsprechend, in anderen Handlungsfeldern. So, wie wir es im Grunde alle tun, und auf allen Ebenen unseres Zusammenlebens: im Kleinen wie im Großen, in persönlichen Konfliktfeldern wie in kommunalen, regionalen und internationalen. Wir gestalten unser Zusammenleben durch Small

Talks und dadurch, dass wir für unsere Angehörigen da sind, durch Straßenfeste und den gegenseitigen Abschluss von Versicherungen, durch Bildungs-

» Es ist unsere feste Überzeugung, dass wir spätestens 2075 den Krieg weltweit tabuisiert haben werden. Es wäre nicht das erste Mal, dass uns Großes zu tabuisieren gelänge.

maßnahmen und Verkehrsregeln, durch Partys und Kongresse, durch Tierschutz und Gesetzgebung, durch sportliche Events und religiöse Zusammenkünfte, durch ethische Vorgaben, ökonomische Vernetzung, politische Verhandlungen und administrative Leistungen. Wohin ich schaue, entdecke ich Friedenshandeln, in seinen interaktionalen Ausprägungen wie in den strukturellen. Es ist so selbstverständlich, dass wir es für gewöhnlich gar nicht eigens wahrnehmen. Dabei zeigt sich darin unser eigentliches Potenzial.

Friedenspotenzial

Dieses herauszuarbeiten, begeistert mich seit Jahrzehnten, seit meiner Schulzeit. Intensiv konnte ich ihm in meinem Theologie- und Politikstudium auf den Grund gehen, schließlich im Rahmen meiner Dissertation, in der ich nach Wegen der Gewaltfreiheit suchte, und meiner Habilitation, in der ich die theologische Basis gewaltfreien Handelns in vielen Details reflektieren durfte. Konsequenterweise wurde die Erforschung unseres Friedenspotenzials auch Schwerpunkt meiner professionellen Tätigkeit, nicht zuletzt in ihren internationalen Zusammenhängen, speziell in Kooperationen mit Kollegen aus Polen, China und den USA.¹

Die wichtigsten Erträge kann man heute in der mit über 200 Schaubildern versehenen Einführung in die Friedenswissenschaft „Peacebuilding in a Globalized World“² nachlesen. Diese habe ich 2015 mit einem chinesischen Kollegen in Peking auf Englisch und Chinesisch veröffentlicht.

Kriegstabuisierung

Zentral ist dort die Wiedergabe von Globalisierungsprozessen unter kulturellen, nationalen und religiösen Aspekten – diese vor allem mit Blick auf die durch Medien, Konsum und Kommunikationsmittel verbundene Jugend – und, eng damit zusammenhängend, unsere feste Überzeugung, dass

wir spätestens 2075 den Krieg weltweit tabuisiert haben werden.

Es wäre nicht das erste Mal, dass uns Großes zu tabuisieren gelänge. So haben wir den individuellen Mord tabuisiert, die Sklaverei, in vielen Ländern die Todesstrafe. In Deutschland ist es mittlerweile verboten, seine Familienangehörigen zu schlagen oder die eigene Ehefrau zum Sex zu zwingen. Wir haben uns weltweit auf Menschen- und Kinderrechte verständigt und sind hier auch, was die Tierrechte betrifft, zielführend auf dem richtigen Weg.

Dass immer wieder Einbrüche in die Tabuzonen versucht werden und diese abzuwehren sind, spricht nicht gegen ihre Einführung, auf dem Weg zum „point of no return“.

Gewaltfreies Zusammenleben

Wir werden nicht mehr nur unter den Bedingungen einer globalisierten Jugend, politischer Möglichkeiten oder aus psychischen Gründen (Traumatisierung der Opfer und Täter) keine Kriege mehr führen, sondern sie uns vor allem auch ökonomisch und insbesondere vor dem Hintergrund der Vulnerabilität und Fragilität unserer unzähligen digitalen Netzwerke (Cyberhacking) nicht mehr leisten können. Längst haben wir Gewalt als Sackgasse der Konfliktbewältigung erkannt und – auf der Basis der Erfahrungen von Gandhi und King und unseren alltäglichen – auf hohem wissenschaftlichen Niveau Möglichkeiten der Konfliktlösung entwickelt, von denen wir mit Recht sagen dürfen, dass sie wirklich einen (Aus-)Weg beschreiben. Der argentinische Papst weiß darum, deshalb plädiert er unmissverständlich in seiner jüngsten Botschaft zum Weltfriedenstag 2017 für genau diesen. Damit sind wir, jedenfalls doktrinär, dort angekommen, wohin mein Blick seit Jahrzehnten gerichtet ist: auf ein

gewaltfreies Zusammenleben nicht zuletzt auf makrosozialer Ebene. Eines müssen wir dabei allerdings noch wissen: Gewaltverzicht ist eine

» Längst haben wir Gewalt als Sackgasse der Konfliktbewältigung erkannt und Möglichkeiten der Konfliktlösung entwickelt, von denen wir mit Recht sagen dürfen, dass sie wirklich einen (Aus-)Weg beschreiben.

Strategie, die wesentlich auf dem Vertrauen basiert, dass im Vakuum der Gewaltfreiheit ein wie auch immer benanntes Drittes friedentiftend wirkt. Christen nennen dieses Gott, im Judentum ist es JHWH (da ist etwas da), Gandhi nennt es die Macht der Wahrheit (Satyagraha), andere vertrauen auf ein konstruktives Potenzial.

1 Prof. Dr. theol. habil. Prof. h.c., Dipl.-Theol., Dipl.-Pol. Egon Spiegel ist über seine Tätigkeit an der Universität Vechta hinaus Visiting Professor für „Tourism, Recreation and Ecology“ an der Ermländisch-Masurischen Universität (UWM) in Olsztyn/Polen sowie Advisory Professor am UNESCO-Lehrstuhl für „Peace Studies“ der Nanjing University in Nanjing/China (www.egon-spiegel.net).
2 Cheng Lu / Egon Spiegel: *Peacebuilding in a Globalized World. An illustrated introduction to Peace Studies* Beijing People's Publishing House, 2015.



Prof. Dr. Prof. h.c. Egon Spiegel
Universität Vechta
Lehrstuhl für Praktische Theologie:
Religionspädagogik und Pastoraltheologie
egon.spiegel@gmx.net



Jonas Beck | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

Menschheitsfamilie als Entwicklungsidee

Kann Bildungsarbeit Orientierung geben?

„Suche Frieden“. Ist das „nur“ ein originelles Leitwort für den Katholikentag in Münster? Oder hat es etwas mit mir, meinem eigenen, ganz persönlichen Handeln – privat ebenso wie beruflich – zu tun? Für Dr. Christian Müller, Leiter des Fachbereiches Politik und Zeitgeschichte sowie internationale Zusammenarbeit in der Akademie Franz Hitze Haus in Münster, liegt es auf der Hand, „dass es eine enge Verbindung“ zwischen seinem beruflichen Handeln und der Suche nach Frieden gibt. Aber welchen Zusammenhang hat die Friedenssuche mit der eigenen Biographie?

Im Programm der Akademie Franz Hitze Haus kommt die Suche nach Frieden in ihren vielschichtigen Dimensionen vielfach direkt oder indirekt vor. Schließlich können und sollen Bildungshäuser Orte (geistige und sehr reale) sein, an denen Menschen in ihrem Einsatz für Frieden, für eine lebenswerte Welt, gestärkt werden. Bildungsarbeit greift Themen auf und hilft Menschen dabei, sich zu informieren, sich eine fundierte Meinung zu bilden und gegebenenfalls auch gezielt selbst aktiv werden zu können. Sie kann vorhandenes Engagement unterstützen und fördern. Dass es eine enge Verbindung zwischen meinem beruflichen Handeln und dem Leitwort „Suche Frieden“ gibt, liegt also auf der Hand.

Frieden – als unreflektierte Voraussetzung

Lange Zeit war mir ebenso wie vielen Menschen meiner Generation (geboren Anfang der 1970er Jahre) die existenzielle Bedeutung von Frieden nicht wirklich bewusst. Wir wuchsen auf in einer der längsten Zeiten des Friedens (zumindest der Abwesenheit kriegerischer Gewalt), die es in Deutschland und Mitteleuropa seit Menschengedenken gegeben hatte. So hielten wir diesen Zustand für uns und (mindestens) auch für unsere Kinder für nahezu selbstverständlich. Dass aus dem „Kalten Krieg“ in Europa ein „heißer“ werden könnte, war in unserem Lebensgefühl eine nur sehr theoretische Möglichkeit. Der mit dem Frieden und dem Zusammenwachsen der Europäischen Union verbundene wirtschaftliche Aufschwung trug dazu bei, dass wir im

» Lange Zeit war mir ebenso wie vielen Menschen meiner Generation die existenzielle Bedeutung von Frieden nicht wirklich bewusst.

Großen und Ganzen auch in materieller Sicherheit leben konnten und können. Kriege und ihre Auswirkungen kannten wir nur aus Medienberichten: Wir waren uns sicher, dass wir davon nie betroffen sein würden. Nach dem Ende des Kalten Krieges und dem Zerfall der Sowjetunion schien diese Entwicklung zunächst ungebrochen weiter zu gehen. Viel war

von der so genannten „Friedensdividende“ die Rede, die sich durch die immer geringere Notwendigkeit von Investitionen in militärische Sicherheit ergeben

» Dass für den Frieden auch innerhalb von Gesellschaften immer wieder neu gestritten und gearbeitet werden muss, ist eine Erkenntnis, die wohl keiner Generation erspart bleiben wird.

sollte. Der von den USA und ihren Bündnispartnern geführte Krieg gegen den Irak am Persischen Golf (aus dem sich Deutschland nur mühsam und vordergründig heraushalten konnte) zeigte uns jedoch deutlich auf, dass diese „paradiesischen“ Zustände ein regional begrenztes Privileg waren.

Zerplatzte Friedensillusion

Nur wenig später zerplatzte auch die Illusion, dass Europa selbst von (Bürger-)Kriegen verschont bleiben würde: Der blutige Zerfall Jugoslawiens und die daraus resultierenden Herausforderungen bei der Aufnahme hunderttausender Flüchtlinge und bei der Befriedung des Konfliktgebiets (die ja bis heute nicht vollständig gelungen ist) machten unmissverständlich klar, dass auch in unmittelbarer Nachbarschaft der Frieden keinesfalls garantiert war. Schon damals waren die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die Aufnahme der Flüchtlinge heftig. Brennende Häuser, Morde und Wahlerfolge rechtsextremistischer und populistischer Parteien gab es auch schon vor 25 Jahren. Sie spalteten die Gesellschaft ähnlich wie heute. Dass für den Frieden auch innerhalb

von Gesellschaften immer wieder neu gestritten und gearbeitet werden muss, ist eine Erkenntnis, die wohl keiner Generation erspart bleiben wird.

Weltumspannende Gemeinschaft

Die eigene Biografie hat mich schon früh mit der Weltkirche in Verbindung gebracht: Meine Eltern haben an der

Deutschen Schule in Rom unterrichtet, und ich habe als Grundschulkind die Atmosphäre auf dem Petersplatz eingesogen: Menschen aller Völker

und Hautfarben, so unterschiedlich und doch so verbunden, kamen (und kommen) an diesem Ort zusammen. Ohne den Begriff „Weltkirche“ je gehört zu haben, gehörte schon damals dieses Gefühl des friedlichen Miteinanders und der Gemeinschaft für mich zum Christsein, zum Katholischsein, unabdingbar dazu.

Einige Jahre später verbrachte ich noch ein weiteres Jahr in Rom, diesmal absolvierte ich ein Auslandsschuljahr an einer internationalen englischsprachigen Schule. Auch dort leben und arbeiten Menschen unterschiedlicher Herkunft (und Religion) zusammen. Zugegeben, in einer sehr privilegierten Situation: Die Eltern der meisten Mitschüler waren bei einer der zahlreich in Rom vertretenen internationalen Organisationen, Botschaften oder Konzerne beschäftigt. Auch mein „Petersplatzgefühl“, die Zugehörigkeit zu einer wahrhaft weltumspannenden Gemeinschaft, lebte wieder auf und wurde mir bewusster als in den Jahren der Kindheit.

Eine Verbindung zwischen eigenem Glauben und gesellschaftlicher und historischer Verantwortung schaffte auch die Jugendarbeit in der Katholischen Jungen Gemeinde (KJG) in der Pfarrei, in der wir intensiv zur Ermordung der europäischen Juden und dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus aus dem Glauben heraus (zu nennen ist dabei beispielhaft Nikolaus Groß) arbeiteten.

Schnittstellen kirchlicher und gesellschaftlicher Verantwortung

Nach dem Studium der Politikwissenschaft und Caritaswissenschaften in Passau und Freiburg war ich in der glücklichen Lage, das, was mir persönlich wichtig ist, mit der beruflichen Tätigkeit

in Einklang bringen zu können: Als Referent für politische und gesellschaftliche Fragen der Migration im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) durfte ich an der Schnittstelle von Kirche und Gesellschaft mitwirken, die kirchlichen Positionen zu diesen Themen zu entwickeln und in den öffentlichen Diskurs einzubringen. Vor etwa zwei Jahren stand aus familiären Gründen ein örtlicher Wechsel des Arbeitsplatzes von Bonn nach Münster an. Zu meinen Aufgaben gehört nun die Bearbeitung vieler Themen aus der Weltkirche, vor allem der Entwicklungszusammenarbeit, mit denen ich bis dahin eher am Rande zu tun hatte – andere, wie Migration und Integration bleiben mir erhalten.

Die katholische Soziallehre mit Leben füllen

Die Suche nach Frieden, die Zusammengehörigkeit der Menschen in einer weltumspannenden Menschheitsfamilie und der Zusammenhang zwischen Frieden, Gerechtigkeit und Entwicklung sind zentrale Motive der katholischen Soziallehre. Diese Ideen versuchen wir in der Arbeit der Akademie mit Leben zu füllen, sie zu diskutieren, kritisch zu hinterfragen und zu konkretisieren. Eine besondere Rolle spielt aktuell die Aufnahme und Integration von Flüchtlingen: Gemeinsam mit dem Diözesan-Caritasverband haben wir an der Qualifizierung haupt- und ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe engagierter Menschen gearbeitet. Wir stellen auch die mit der Flüchtlings- und Migrationsbewegung verbundenen Fragen zur Diskussion: etwa das Kirchenasyl und die Begegnung zwischen Menschen unterschiedlicher Religionen. Ebenso die zunehmend mit Mitteln des Populismus geführte politische Debatte hat uns im Frühjahr 2017 in zwei Veranstaltungen beschäftigt – dabei haben wir unter anderem zivilgesellschaftliche Gegenbewegungen gegen den wieder erstarkten Nationalismus und Isolatismus vorgestellt. Die Suche nach (gesellschaftlichem) Frieden schwingt in diesen Programmen immer mit, zuweilen indirekt, oft auch ausdrücklich. Gleiches gilt beispielsweise für die Krise in der Ukraine im Kontext europäischer

Friedens- und Sicherheitspolitik oder für die Menschenrechtsslage in Osteuropa – dazu haben wir unter anderem zwei regimekritische Journalisten aus Aserbaidschan zu Gast. International geprägt sind naturgemäß auch die Jahrestagungen zu den Bistumspartnerschaften mit Tula (Mexiko) und der Kirchenprovinz Tamale (Ghana).

Friedensfördernde Begegnung

Dass die Kirche (nicht nur im Bistum Münster) Orte anbietet, an denen die

» Trotz vieler Meinungsverschiedenheiten, unterschiedlicher Ansichten und Perspektiven ist die Idee einer „Menschheitsfamilie“ nicht so weltfremd, wie vermeintliche Realisten und „Pragmatiker“ zuweilen behaupten.

Frage nach einem guten Zusammenleben in Deutschland, Europa und weltweit gestellt und mit allen Menschen guten Willens diskutiert werden kann, ist ein wichtiger Beitrag zur Suche nach Frieden – im engeren und im weiteren Sinn. Die zahlreichen Begegnungen mit diesen Menschen, mit Interessierten und Engagierten, mit Menschen aus Münster, aus der näheren und weiteren Umgebung und oft auch aus anderen Ländern und Kontinenten, mit Gläubigen und Nicht-Gläubigen, mit der Kirche Verbundenen und ihr Fernstehenden, sind eine besondere Motivation für die tägliche Arbeit. Sie alle zeigen, dass trotz vieler Meinungsverschiedenheiten, unterschiedlicher Ansichten und Perspektiven die Idee einer „Menschheitsfamilie“ nicht so weltfremd ist, wie vermeintliche Realisten und „Pragmatiker“ zuweilen behaupten. Das sollte Mut machen, auf der Suche nach Frieden nicht nachzulasen. Gestärkt von diesen Begegnungen, sind auch Enttäuschungen und Rückschläge auszuhalten, und der hoffnungsvolle Blick nach vorn fällt leichter.



Dr. Christian Müller
Akademie Franz Hitze Haus
Leiter des Fachbereiches Politik und Zeitgeschichte, internationale Zusammenarbeit
mueller@franz-hitze-haus.de



Perry Wunderlich | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

Verlustgeschichte

Die Christophorus-Kapelle in den Fuestruper Bergen

Den Anstoß zu der im Folgenden skizzierten Spurensuche gab eine schockierende Wiederbegegnung nach über 50 Jahren. Bei einer meiner wöchentlichen Radtouren durch das Münsterland, bei denen sich der genaue Streckenverlauf oft erst unterwegs ergibt, kam ich im Frühjahr 2013 auch durch die Bauerschaft Fuestrup rechts der Ems. Spontan entschloss ich mich, von der Landstraße abzubiegen und dem Ems-Seitenweg in Richtung Westbevern zu folgen. Nach kurzer Zeit gelangte ich in den Bereich der Fuestruper Berge, eines bewaldeten Dünengürtels an der Ems. Dorthin hatten wir um 1960 als Mitglieder des katholischen Schülerbundes Neudeutschland immer wieder Tagesausflüge und Wochenendfahrten unternommen. Dabei besuchten wir auch eine schlichte kleine Kapelle, die 1958 von der katholischen Jugend der Stadt Münster an der höchsten Stelle des Geländes über dem Steilufer der Ems errichtet worden war.

Während ich nun Jahrzehnte später die Fuestruper Berge durchquerte, kam mir der Gedanke, noch einmal nach der Kapelle zu sehen. Ich unterbrach meine Fahrt und suchte Wald und Emsufer ab, jedoch ohne Erfolg. Keine Spur von der alten Kapelle. Mit diesem Fehlschlag

wollte ich mich nicht abfinden. Möglicherweise waren meine Ortskenntnisse doch nicht präzise genug. Kurz darauf ging ich zusammen mit einem Freund erneut auf die Suche. Diesmal waren wir erfolgreich, aber das Ergebnis unserer Nachforschungen löste Erschrecken und

Ratlosigkeit aus. Im dichten Unterholz lag, umgeben von zerstreuten Steintrümmern, nur noch die massive Betonkuppel der Kapelle auf dem Waldboden. Ich erkannte sie an einigen erhalten gebliebenen kleinen runden Fenstern aus dickem Glas, durch die früher etwas

Licht in den Innenraum fiel. Alles andere – Seitenmauern und Turm – war spurlos verschwunden. Der trostlose Anblick des gesamten Ortes, der meine Erinnerungen und Erwartungen völlig über den Haufen warf, machte mich sprachlos. Gleichzeitig weckte er aber auch einen unbestimmten Zorn. Was immer hier geschehen war, konnte ich nur als empörendes Zerstörungswerk begreifen, das aufgeklärt gehörte.

Eine vergessene Geschichte

In der Folgezeit stellte ich auf den Fuestruper Höfen Nachforschungen an, die aber im Ergebnis zunächst ernüchternd ausfielen. Vor allem bei den Angehörigen der jüngeren und mittleren Generation waren Existenz und Schicksal der Kapelle fast ganz aus dem Blickfeld geraten. Dagegen erhielt ich von einigen älteren Fuestrupern ganz unerwartet Hinweise, die auf die Entstehung einer viel älteren

» Hier gab es eine völlig vergessene Geschichte zu entdecken.



Kapelle als Herzstück eines katholischen Jugendzentrums hinwiesen. Hier gab es also eine völlig vergessene Geschichte zu entdecken. Ich begann damit, die Entstehung von Kapelle und Jugendzentrum von Beginn an aufzuarbeiten und hoffte dabei nicht zuletzt darauf, mit Hilfe eines solchen Längsschnitts von der Vergangenheit bis in die Gegenwart auch die Umstände der letztendlichen Zerstörung der Kapelle aufklären zu können.

Pulsierendes Leben katholischer Jugendverbände

Gefordert waren jetzt intensive Archivrecherchen und die Auswertung von Tageszeitungen und Zeitschriften. Dabei ergab sich ein zunehmend deutlicheres Bild der Vorgänge in den Fuestruper Bergen seit 1929/30. Hier war, beginnend mit großen Zeltlagern, dann dem Bau des Landheims St. Christopher 1931 und schließlich der Errichtung und Weihe der Christophorus-Kapelle 1932, ein Zentralort der katholischen Jugendverbände für das gesamte Bistum Münster entstanden. Schnell entwickelte sich ein pulsierendes Leben mit Bildungsveranstaltungen, Schulungen, Einkehrtagen, Ferienfreizeiten und Maßnahmen der Stadtranderholung für Kinder aus armen Familien. Besonders häufig waren in Fuestrup Gruppen von Jungschar und Sturmschar, aber auch von Kolpings Wandernden Gesellen und Georgspfadfindern vertreten. Mädchengruppen aus den Jungfrauenkongregationen der Pfarreien nutzten die Möglichkeiten des Fuestruper Zentrums für Tagesausflüge. Immer wieder versammelten sich die Teilnehmer an den verschiedenen Veranstaltungen im „Waldesdom“ vor der Kapelle, um Gottesdienst zu feiern.

staltungen, Schulungen, Einkehrtagen, Ferienfreizeiten und Maßnahmen der Stadtranderholung für Kinder aus armen Familien. Besonders häufig waren in Fuestrup Gruppen von Jungschar und Sturmschar, aber auch von Kolpings Wandernden Gesellen und Georgspfadfindern vertreten. Mädchengruppen aus den Jungfrauenkongregationen der Pfarreien nutzten die Möglichkeiten des Fuestruper Zentrums für Tagesausflüge. Immer wieder versammelten sich die Teilnehmer an den verschiedenen Veranstaltungen im „Waldesdom“ vor der Kapelle, um Gottesdienst zu feiern.

Zerstörung durch HJ- und SA-Terror

Für das blühende katholische Jugendleben in den Fuestruper Bergen bedeutete die Machtübergabe an die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 eine scharfe Zäsur und den Anfang vom Ende. Durch eine Kombination von staatlichen

Verboten und „wildem“ HJ- und SA-Terror gelang es den Machthabern in den folgenden zwei Jahren, das Jugendzentrum mit seinen vielfältigen Aktivitäten praktisch stillzulegen. Den Schlusspunkt setzte eine von HJ- und SA-Angehörigen ausgeführte Brandstiftung im Januar 1936, durch die das Landheim St. Christopher völlig zerstört wurde. Wahrscheinlich war auch die danebenliegende Christophorus-Kapelle Angriffsziel gewesen, doch hatte das stabile Metalltor standgehalten. In der zweiten Hälfte der 30er Jahre übernahm die Wehrmacht die Fuestruper Berge als militärisches Übungsgelände. Die Kapelle wurde nicht mehr genutzt und blieb als letztes Relikt des ehemaligen Jugendzentrums im Sperrgebiet zurück.

Wiederaufbau des „Waldesdoms“

Schon bald nach Ende des Zweiten Weltkriegs kehrten Gruppen der neuentstandenen katholischen Jugend an ihre traditionelle Stätte zurück und bauten ihre Zeltlager auf. Erstmals seit 1936 konnte vor der alten Kapelle auch wieder die Messe gefeiert werden.

Regelmäßig zu Silvester kamen zudem Kreuzschärler und Mitglieder anderer Jugendverbände nach Fuestrup heraus, um hier das Jahresende in Stille und Einkehr zu begehen. Bis Mitte der 50er Jahre hatte sich der bauliche Zustand der alten Christophorus-Kapelle jedoch zunehmend verschlechtert, sodass ein Neubau unausweichlich wurde. Die Stadtführung des BDKJ in Münster stellte sich dieser Herausforderung. Bis zum Spätsommer 1958 gelang es durch den freiwilligen Arbeitseinsatz vieler Mitglieder, die Christophorus-Kapelle in Eigenleistung auf den alten Fundamenten neu zu errichten. Am 21. September 1958 erfolgte die Weihe der neuen alten Kapelle durch den damaligen Weihbischof Heinrich Tenhumberg, eines ehemaligen Sturmschärlers. Hunderte von Gläubigen – ehemalige Mitglieder der katholischen Verbände und viele ihrer jungen Nachfolger – versammelten sich erneut im „Waldesdom“, um gemeinsam die Messe zu feiern.

Existenzkrise traditioneller katholischer Jugendarbeit

Als Zwischenfazit für meinen Forschungsprozess hatte sich also ergeben, dass es an gleicher Stätte zwei Christophorus-Kapellen gegeben hatte, die erste Kapelle von 1932 und den 1958 eingeweihten Neubau. Warum die neue Kapelle dann schon wenige Jahre nach ihrer Benediktion einem Zerstörungswerk zum Opfer fiel, ergaben weitere Nachforschungen in der bewährten Kombinatorik von Archiv-, Presse- und Literaturrecherche sowie erneuten, gründlichen Zeitzeugenbefragungen. Die dabei erzielten Ergebnisse erhellten die wichtigste Hintergrundbedingung für das Schicksal der Christophorus-Kapelle, nämlich den völligen Rückzug der katholischen Jugendgruppen aus Fuestrup kaum 10 Jahre nach der Kapellenweihe. In dieser Entwicklung spiegelte sich die tiefe Existenzkrise wider, in die die kirchlichen Jugendverbände im Verlauf der 60er Jahre zunehmend gerieten. Traditionelle Formen jugendlichen Gemeinschaftslebens wie die Durchführung von Fahrten und Zeltlagern etwa in den Fuestruper Bergen waren zu Auslaufmodellen geworden.

Militärgelände

Hinzu kam, dass deutsche und britische militärische Stellen das mittlerweile in Bundeseigentum übergegangene Gelände für Übungszwecke beanspruchten, sodass die Abhaltung von Lagern längerfristig nicht mehr möglich war. Die Nutzung der Christophorus-Kapelle für Gottesdienste nach vorheriger Anmeldung blieb weiterhin erlaubt, doch wurde der ehemalige „sakrale Vorposten der Stadt Münster“ aufgrund des Rückzugs der Verbände immer seltener in Anspruch genommen. Schließlich stand die Kapelle ganzjährig leer.

Verwüstung und Zerstörung

Seit den 70er Jahren zog die Preisgabe der Kapelle durch die katholischen Jugendgruppen neue Besuchergruppen an. Es handelte sich um „wilde“ Cliques, die die versteckt gelegene Kapelle als Rückzugsraum nutzten, um hier Alkohol und Drogen zu konsumieren. So wurde die Christophorus-Kapelle zum Partyraum, zur Schlafstätte und zur Latrine. Zu den neuen Nutzergruppen gehörten auch Fahrer von Geländemotorrädern, die in der Umgebung der Kapelle ihren Übungsparcours einrichteten, dabei tiefe Spuren in den sandigen Waldboden frästen und den ehemaligen „Waldesdom“ verwüsteten. Im Verlauf der 80er Jahre wurde auch die Kapelle selbst zum Objekt sinnloser Zerstörungswut. Die beiden Türflügel wurden aus der Verankerung gerissen und den Abhang hinunter in die Ems befördert. Auf die gleiche Weise entledigte man sich des Sandsteinaltars. Als nächstes wurde der Glockenturm zum Einsturz gebracht, bevor in der Kapelle selbst Vorschlaghämmer zum Einsatz kamen. Schließlich waren die Wände so durchlöchert, dass sie nachgaben und einstürzten. Ohne selbst zu zerbrechen, stürzte die Betonkuppel des Daches nach unten auf die Fundamente der Kapelle und weckt heute Assoziationen an eine große gewölbte Grabplatte.

Am Ende der Spurensuche

Was ist nun geblieben von den vielfältigen Eindrücken und Erfahrungen bei der Spurensuche vor Ort in Fuestrup und der Quellenarbeit in Archiven und Biblio-

theken? Freude und Genugtuung empfinde ich darüber, dass es wohl insgesamt gelungen ist, die Geschichte des Zentralorts der katholischen Jugendverbände mit der Christophorus-Kapelle aufzuklären und so vor dem Vergessen zu bewahren. Besonders beeindruckt hat mich zudem eine generationenübergreifende Haltung vieler Mitglieder der Jugendverbände, die Loyalität, Engagement und Glaubensstärke miteinander verband und besonders in der mutigen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus

» ... dem Vandalismus nicht das letzte Wort überlassen.

zum Ausdruck kam. Irritierend waren dagegen in allen Verbänden zu beobachtende Symptome von Verunsicherung und Selbstaufgabe in der Krise der späten 60er Jahre. Dieser Orientierungsverlust spiegelte sich nicht zuletzt in der Preisgabe der Christophorus-Kapelle.

Deren Zerstörung in den „dunklen Jahren“ hinterlässt bis heute ein Gefühl der Fassungslosigkeit und Empörung. Wie konnte es geschehen, dass weder die Erbauer der Christophorus-Kapelle noch das gesamte Umfeld den skandalösen Zerstörungsprozess verhinderten? Bis heute gibt es keine Antwort auf diese Frage.

Die Erinnerung bewahren?

Schon während der Recherchen waren von Zeitzeugen und mir selbst immer wieder Überlegungen angestellt worden, dem Vandalismus nicht das letzte Wort zu überlassen. Der damalige Handorfer Kasernenkommandant, der mein Forschungsprojekt mit Interesse verfolgte und die Unterstützung des Standortältesten für meine Recherchen im militärischen Sicherheitsbereich einholte, regte an, auf dem Kapellenhügel jährlich eine Gedenkandacht abzuhalten. Andere Vorschläge liefen darauf hinaus, an der Ruine der Kapelle ein Gedenkzeichen zu errichten oder die erhalten gebliebene Betonkuppel als Denkmal auszuweisen. Auch steht die Idee im Raum, Sandsteinaltar und Torflügel der Kapelle aus

der Ems zu bergen. Der Ausgang dieser Rettungs-, vielleicht auch Wiedergutmachungsbemühungen ist noch offen.¹

¹ „Auf nach Fuestrup!“ Katholische Jugendverbände im Bistum Münster: Der Fall des vergessenen Jugendzentrums in den Fuestruper Bergen (1929-2017). Kleine Schriften aus dem Stadtarchiv Münster, Band 13., 2017, Aschendorff Verlag, Münster. Erhältlich über www.aschendorff-buchverlag.de oder im Buchhandel.



Dr. Heinz-Ulrich Eggert
Studiendirektor, Lehrbeauftragter
im Ruhestand
eggerth@gmx.de

Giraffensprache

Ein Weg zu größerem inneren Frieden und zu mehr Menschenfreundlichkeit

Vor fast 20 Jahren lernte ich die gewaltfreie Kommunikation (GFK) kennen. Dabei hatte ich das Gefühl: „Ich habe etwas Wichtiges gefunden, das ich lange gesucht habe – ohne genau zu wissen, was ich suche!“ Bis heute bereichert mich GFK durch immer neue Erfahrungen und beglückende Begegnungen mit anderen. Inzwischen gibt es weltweit GFK-Gruppen, die auf unterschiedlichen Ebenen arbeiten. Dieser Ansatz hat Einzug in die Pädagogik gefunden und zum Teil auch in die politische Friedensarbeit.

Marschall B. Rosenberg

Die gewaltfreie Kommunikation, auch einfühlsame Kommunikation oder bedürfnisorientierte Kommunikation genannt, wurde 1963 von Marshall B. Rosenberg entwickelt. Er unterscheidet zwei Arten zwischenmenschlicher Kommunikation: die gewaltfreie Kommunikation und die lebensentfremdende Kommunikation. Zur spielerischen Veranschaulichung wählte Rosenberg die Giraffe und den Wolf als Figuren. Er entschied sich für die Giraffe als Vertreterin der friedvollen Kommunikation, weil sie das Landtier mit dem größten Herzen ist. Daher ist GFK auch als „Giraffensprache“ oder „Sprache des Herzens“ bekannt. Diese Art der Kommunikation soll Menschen ermöglichen, so miteinander umzugehen, dass die Verständigung zwischen ihnen verbessert wird. GFK kann in den unterschiedlichsten Lebensbereichen hilfreich sein. Der Ansatz versteht sich als Grundhaltung, bei der eine wertschätzende Beziehung im Vordergrund steht. Ein zentraler Bestandteil ist es, ein Bewusstsein für die Bedürfnisse und Gefühle hinter den Handlungen und Aussagen zu entwickeln.

Vier Schritte

Rosenberg hat vier Schritte als Hilfsmittel für eine einfühlsame Kommunikation aufgestellt:

1. Schritt: Beobachtung (statt Bewertung)
2. Schritt: Gefühl wahrnehmen (ohne Schuldzuschreibung oder Ursachenvermutung)
3. Schritt: Bedürfnis erkennen
4. Schritt: Bitte (statt Forderung)

Beobachten statt bewerten

Der erste Schritt ist einer der schwersten, denn unser Denken ist oft mit Vergleichen und Zuschreibungen beschäftigt. Damit beginnt schon so manche Auseinandersetzung. Es ist beispielsweise ein Unterschied, ob ich sage: „Tim hat bei den letzten drei Spielen kein Tor geschossen“ oder „Tim ist ein schlechter Fußballspieler.“ Jeder Vorwurf zieht eine Rechtfertigung nach sich, und dann beginnt die Spirale des Konflikts. Es geht darum zu realisieren, dass jeder Mensch seine eigene Wahrnehmung, seine eigene Wahrheit hat. Wenn ich aufhöre, in den Kategorien von „richtig“ und „falsch“ zu denken – also zu bewerten –, sondern

» Immer wieder ist es erstaunlich, was sich bewegt und positiv verändert, wenn Menschen sich gehört und gesehen fühlen.



stattdessen Meinungen nebeneinander stehen lassen kann, sind Austausch und Begegnung auf eine bereichernde Weise möglich.

Gefühle wahrnehmen

Im zweiten Schritt geht es um Gefühle, sowohl des/der anderen als auch die eigenen. Besonders bei Äußerungen, die auf uns als Provokation wirken, ist es nicht einfach, die dahinter liegenden Gefühle wahrzunehmen. Ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung: Wiederholt hat ein Nachbar mit seinen Äußerungen gegenüber Flüchtlingen meine Friedfertigkeit stark herausgefordert. Erst nachdem es mir möglich war, seine eigenen Ängste und seine Verletzlichkeit hinter den Bemerkun-

gen zu sehen und das zum Ausdruck zu bringen, konnte er hören, was mir wichtig war zu sagen. Immer wieder ist es für mich erstaunlich zu sehen, was sich bewegt und positiv verändert, wenn Menschen sich gehört und gesehen fühlen. Oft verliert das eigentliche Problem an Schwere, und neue Möglichkeiten tun sich auf. Voraussetzung ist dabei natürlich meine ungeteilte Präsenz und Aufmerksamkeit.

Bedürfnisse erkennen

Im Zusammenhang mit dem dritten Schritt kommt mir immer wieder das Lied von Rosenberg in den Sinn: „See me beautiful, look for the best in me ...“ Das Bedürfnis nach Wertschätzung

und respektvollem Umgang hat jeder Mensch. Nach meiner Erfahrung sind neben dem Bedürfnis der Anerkennung die Bedürfnisse nach Selbstbestimmung und Sicherheit entscheidende Beweggründe im menschlichen Miteinander.

Auch dazu ein persönliches Beispiel: Vor einigen Jahren hatte ich einen Vermieter, der mich wiederholt kontrollierte. Da er körperlich stark eingeschränkt war und sich nicht mehr selbst um alles kümmern konnte, gab er durch seine Kontrollen seinem Bedürfnis nach Sicherheit nach. Im Gespräch bestätigte er meine Annahme. Von da an konnte ich gelassener mit der Situation umgehen. Wir sind es häufig nicht gewohnt, auf unsere Bedürfnisse

zu achten und haben oft keine Worte dafür. Auch das will geübt werden. Erst spät habe ich bei mir selbst das Bedürfnis nach Zugehörigkeit wahrgenommen und auch benennen können. Es war und ist bei mir – neben anderen Bedürfnissen – ein Motor für viele ehrenamtliche Tätigkeiten.

Bitten statt fordern

Im vierten Schritt formuliere ich eine Bitte an mein Gegenüber. Im Gegensatz zur Forderung lässt die Bitte dem/der anderen die Freiheit, „Ja“ oder „Nein“ zu sagen. Wichtig ist, dass die Bitte in klarer, positiver Sprache einen konkreten Wunsch ausdrückt, der auch erfüllbar ist. Ein Beispiel: Der Beifahrer sagt: „Ich möchte, dass du dich an die Geschwindigkeitsbegrenzung hältst.“ statt „Bitte rase nicht so.“

Haltungsänderung

Diese vier Schritte sind eine Unterstützung auf dem Weg zu einfühlsamer Kommunikation und im Gespräch nicht voneinander zu trennen. Ziel ist es nicht, Menschen und ihr Verhalten zu verändern, sondern eine Beziehung aufzubauen, die auf Offenheit und Einfühlsamkeit basiert. Entscheidend und grundlegend ist eine respektvolle, wertschätzende Haltung anderen Menschen gegenüber. Gelingt es mir bei einem Konflikt, meine Haltung gegenüber einer Person oder zu einem Problem zu verändern, entsteht eine neue positive Dynamik – ohne dass ich das Problem thematisiert habe. Faszinierend! Aus dieser Haltung resultiert die Überzeugung, dass ich meine eigene „Expertin“ bin für meine Gefühle und Bedürfnisse und das auch anderen zuspreche.

Lernprozess

Nicht nur Erwachsene sind „Experten“ für sich selbst, auch Kinder. Immer wieder staune ich, wie sich unsere Schülerinnen und Schüler mit Handicaps über das, was sie fühlen und brauchen, mitteilen können. Es ist allerdings ein Lernprozess – sowohl für Kinder wie für Erwachsene –, bevor eigene Gefühle und Bedürfnisse bewusst wahrgenommen und dann auch

formuliert werden können. Besonders in Konfliktsituationen in der Klasse stellen wir statt Bestrafung Fragen wie: „Was brauchst du, damit es dir besser geht? Können wir etwas dazu beitragen, dass es dir besser geht?“

Dankbarkeit üben

Ein Aspekt zur inneren Haltung erscheint mir noch besonders wichtig: die Dankbarkeit. Dankbarkeit beinhaltet den Blick auf das Positive und trägt wesentlich zur inneren Zufriedenheit und Ausgeglichenheit bei. Auch die Dankbarkeit ist uns nicht in die Wiege gelegt worden, kann aber geübt werden. Seit einigen Jahren liegt neben meinem Bett ein kleiner Kalender, in den ich jeden Abend eintrage, wofür ich

» Entscheidend und grundlegend ist eine respektvolle, wertschätzende Haltung anderen Menschen gegenüber.

an diesem Tag besonders dankbar bin. Das ist keine Pflichtübung, sondern durchzieht meinen Alltag, da ich im Laufe des Tages schon überlege, welchen der zahlreichen Eindrücke ich abends aufschreiben will. Das kann sehr unterschiedlich sein: ein schöner Sonnenaufgang, unerwarteter Besuch, der singende Radfahrer, ein nettes Gespräch am Bahnhof oder mein warmes Bett.

Geschenkte Begegnung

Mit dieser einfühlsamen Haltung anderen und mir selber gegenüber habe ich immer wieder überraschende Begegnungen – auch ohne Worte. Das erlebe ich besonders im Kontakt mit Menschen aus anderen Kulturen, mit denen ich keine gemeinsame Sprache habe. Manches Mal ist die Sprache ohne Worte besonders tiefgehend und berührend. Dieser Weg zu einem größeren inneren Frieden und zu mehr Menschenfreundlichkeit wird bei mir nie abgeschlossen sein, sondern bedarf ständiger Übung. Die Beschäftigung mit der gewaltfreien Kommunikation hilft mir dabei. Mein Leben wird immer reicher, bunter und bekommt mehr Leichtigkeit. Dafür

bin ich unendlich dankbar! Ich habe die Möglichkeit, andere Menschen zu beschenken und werde täglich selber neu beschenkt. Und oft habe ich das Gefühl, dass mir in schwierigen Situationen auch die richtigen Worte „geschenkt“ werden. Jesus selbst war die Friedfertigkeit in Person und hat vorgelebt, womit GFK sich beschäftigt. Für mich persönlich bedeutet die Auseinandersetzung mit diesem Weg des friedvollen Miteinanders gelebte Nachfolge.



Magdalene Küppers
Lehrerin an einer Förderschule
magdalene.kueppers@gmail.com



Ole Yssing | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

Gewaltsamer Umgang mit religiöser Differenz

Das Beispiel der Täufer in Münster (1534/1535)

Selbst angesichts heutiger Schnellebigkeit lassen die Veränderungen aufmerken, die sich während der 1530er Jahre in der Bischofsstadt Münster ereigneten. So wechselten die Bewohner der westfälischen Metropole als Ausdruck ihres zeittypischen Ringens um ein echtes Entscheidungschristentum in den 5 Jahren zwischen 1530 und 1535 drei Mal die Konfession: zuerst römisch-katholisch, dann lutherisch, in der Folge täuferisch. Der täuferischen Herrschaft setzte der zuvor vertriebene Bischof durch seine Rückeroberung der Stadt schließlich ein Ende und rekatholisierte Münster.

Politisch artikuliert sich der Wechsel in Münster unter anderem dadurch, dass die Täufer den seit 1410 unter Beteiligung der Handwerkervertretungen (Gilden) regierenden Stadtrat abschafften, nachdem sie aus den Stadtratswahlen 1534 als Sieger hervorgegangen waren. Daraufhin machten sie die Erwachsenentaufe verbindlich und etablierten in Anwendung wörtlich-exklusiv übernommener alttestamentlicher Vorschriften eine religiöse Verfassung. Schließlich errichteten sie aufgrund von himmlischen Prophetien, die sie für sich beanspruchten, sogar eine Theokratie mit König und Hofstaat.

Auch die Bevölkerungsentwicklung in Münster blieb von den Wirren der 1530er Jahre nicht ausgenommen: Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war Münster eine Stadt mit etwa 9.000 Einwohnern. 1534 setzten heftige Zu- und Abwanderungsbewegungen ein, weil die in Münster inzwischen politisch tonangebenden Täufer fortan kein konkurrierendes christliches Bekenntnis mehr in der Stadt duldeten. Angesichts der gleichfalls ab 1534 heraufziehenden kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den in der Stadt eingeschlossenen Täufern und den vom Bischof angeführten Belagerern vor der Stadtmauer verließen immer mehr Menschen – vor allem Frauen und Kinder – die Stadt. In der finalen militärischen Schlacht des Jahres 1535 verteidigten Münster innerhalb der Stadtmauer nur noch 1.000 täuferische Kämpfer. Während die Katholiken und die Lutheraner – entsprechend mittelalterlichen Gepflogenheiten – die Kindertaufe als christlich legitime Weise der Initiation ansahen, bestanden die Täufer in ihrer Lesart des Evangeliums sowie in zunehmender Radikalität auf der exklusiven Bedeutung der Erwachsenentaufe. Schließlich relativierten sie die mit der Entscheidungstaufe gegebene Egalität unter allen Gemeindemitgliedern, indem sie individuell empfangene himmlische Prophetien zu einem sogar noch höherwertigeren Kriterium für die täuferische Erwählung erklärten.

Wie kommt es eigentlich dazu, so könnte man ausgehend vom Täufertum in Münster fragen, dass sich Glaubens-

gemeinschaften bis heute so schwer tun mit dem Aushalten religiöser Differenz? Ausgehend von dieser gegenwärtig vielfältig diskutierten Frage geht es im Folgenden immer wieder darum, wie die Täufer von Münster in Abgrenzung von konkurrierenden Bekenntnissen religiöse Differenz wahrnahmen, akzeptierten, ablehnten, minimierten oder maximierten. Im Hintergrund dieser Fragestellung steht die Überzeugung der heutigen Differenzforschung, dass soziale Systeme nur ein bestimmtes Maß an Binnen-Differenz, an interner Differenzierung und an Differenzbildung vertragen, damit der „soziale Kitt“ erhalten bleibt. Freilich: Wie viel Differenz soziale Systeme vertragen, ist immer auch historisch mit bedingt.

Die theologischen Grundüberzeugungen der Täufer von Münster

Wesentliche Impulse verdankt die Theologie der Täufer von Münster dem gebildeten, wortmächtigen und in der Bevölkerung äußerst beliebten Bernhard Rothmann. In seiner Person vollzog er die konfessionelle Entwicklung Münsters von Anfang bis Ende mit: zuerst altgläubiger Katholik und Priester, dann Lutheraner und Prediger, schließlich Täufer, von dem es nach der Rückeroberung der Stadt durch den

Rothmann zurück. Ohne ihn wäre die münsterische Entwicklung vom Täufertum mit der verpflichtenden Erwachsenentaufe hin zu einem militärisch agierenden Täuferreich unter einem König mit weltweitem Geltungsanspruch womöglich ganz anders verlaufen.

Bernhard Rothmann erinnert an heutige religiöse Fundamentalisten, insofern er die Unterscheidung für notwendig hielt, „wo die Heilige Schrift wörtlich und wo sie bildlich verstanden werden will“, wie er im Originalton formuliert; denn das sei es, was der Apostel (2 Tim 2,15) ins Wort bringe, wenn er davon spreche, die Schrift „recht einzuschneiden“ oder sie „richtig zu entzweien und zu teilen“. Für die Zeit nach dem Tod und der Auferstehung Jesu – also während der Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung – real zu erwarten seien allein die Inhalte, die im Alten Testament auf den zukünftigen Messias hinwiesen: erstrangig der König der Gerechtigkeit, die Ausrottung der Gottlosen und das Reich des Friedens: „Die ganze Heilige Schrift, besonders die Schriften der Propheten, sind voll von der Herrlichkeit des Reiches Christi auf Erden. Ja die ganze Heilige Schrift läuft darauf hinaus“, betont Rothmann. Wer dieser Überzeu-

» Wie kommt es, dass sich Glaubensgemeinschaften bis heute so schwer tun mit dem Aushalten religiöser Differenz?



Bischof kein Lebenszeichen mehr gibt. Selbstverständlich hatte er bei seiner Hinkehr vom Luthertum zum Täufertum die unter den Täufern insgesamt gängigen Grundüberzeugungen geteilt. Die Bewegung der Täufer, die im damaligen Reich etwa ein Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte, gründete auf drei Selbstverpflichtungen: Notwendigkeit der Erwachsenentaufe, Verzicht auf den Eidschwur und Ablehnung jeglicher Gewaltanwendung. Das über diesen Grundstock an täuferischen Gemeinsamkeiten hinausweisende theologische Sondergut, das hinter der täuferischen Dynamik in Münster stand, geht entscheidend auf Bernhard

gung zustimmen konnte, durfte sich als Täufer oder Täuferin von Münster wännen; wer hier nicht mitzog, musste die Stadt schließlich verlassen.

Auf die beschriebene Wiederkunft Christi, des Königs der Gerechtigkeit, suchten sich die Täufer von Münster gemäß ihrem eigenen Selbstverständnis seit der gewonnenen Stadtratswahl 1534 vorzubereiten. Im Sinne einer Differenzminimierung gegenüber dem göttlichen Anspruch setzten sie alles daran, dass Christus sie in Münster als sein unübertrefflich heiliges Volk vorfinde. Sie verstanden sich in zunehmend exklusiver Weise als das „neue

Heilige Israel“ (Bernhard Rothmann). In der Konsequenz ergab sich gegenüber allen Andersgläubigen (auch gegenüber den Täufern in anderen Städten des Reiches) eine religiöse Differenzmaximierung, die sich aus Sicht der Münsteraner Täufer allein durch die Bekehrung der anderen überwinden ließ.

Die Kompromisslosigkeit, mit der die Täufer von Münster ihren Plan verfolgten, sich als neues heiliges Volk Israel zu formieren, zeigt sich auch in ihrer Bereitschaft zur Gewaltanwendung, mit der sie jedwede Differenz gegenüber Andersgläubigen ebenso zu eliminieren suchten wie konkurrierende Vorstellungen in ihren eigenen Reihen.

Die Gewalt der Täufer

Die Rolle der Gewalt bei der alltagskonkreten Vorbereitung auf die ultimative Wiederkunft Christi nahm im Täuferium von Münster in dem Maße zu, wie das neue Volk Israel in der westfälischen Metropole ab 1534 zu der Überzeugung gelangte, dass man dieses grundstürzende Ereignis nicht allein abzuwarten, sondern mit der dafür notwendigen Vernichtung der Gottlosen mit alltagspraktischen Maßnahmen den Weg zu ebnen hätte. Damit verabschiedeten sich die Münsteraner Täufer zugleich von der radikal pazifistischen Grundüberzeugung innerhalb der großen täuferischen Bewegung. Während Pazifismus eine Differenzakzeptanz gegenüber Andersgläubigen bedeutet hätte, zeigt die Anwendung von Gewalt, dass man sich damals in Münster gedrängt sah, sich auch mit Waffen in den Dienst der Differenzminimierung gegenüber jenen Ansprüchen zu stellen, wie man sie dem wiederkehrenden Christus zuschrieb. Alltagskonkret befürchteten die Münsteraner Täufer, ohne Gewaltanwendung gegenüber den Gottlosen den Zorn Gottes zu riskieren. Die Täufer waren in Sorge, dass ihr täuferisches Christentum in Münster in diesem Fall womöglich nicht (rechtzeitig) jenen Grad an Heiligkeit erreichte, die sich Gott für die Wiederkehr seines Sohnes wünschte. Die wichtigsten Hinweise zur Gewaltanwendung innerhalb der täuferischen

Stadt Münster finden sich nicht allein in den Schriften von Bernhard Rothmann, sondern gleichfalls in einem Bericht von Heinrich Gresbeck. Dieser hatte sich bis zum Mai 1535 in der belagerten Stadt aufgehalten, bevor er Münster verließ und sich auf die Seite des Bischofs schlug, um an den Täufern seinen Verrat zu üben und so die bischöfliche Rückeroberung der Stadt mit zu ermöglichen.

Es kann nicht deutlich genug betont werden: Tätliche Gewalt kam innerhalb der Stadt Münster erst auf, nachdem die Täuferischen 1534 den Wahlsieg bei der Stadtratswahl errungen hatten und die Erwachsenentaufe ausnahmslos durchsetzen wollten. Für diese innerstädtische Gewaltanwendung im Zeichen der inzwischen exklusiv verstandenen Erwachsenentaufe sollen einige Beispiele angeführt werden.

Heinrich Gresbeck verwundert es selbst im Rückblick noch, dass die eigentlich friedliebend angetretenen Täufer nach ihrem Wahlsieg 1534 alle Andersgläubigen gewaltsam aus der Stadt vertrieben: „So liepen sie doir die stat mit oerer gewehr, mit bussen, spiesen und hellebarden, und schloegen die durren up und hebbden do ein ieder mit gewalt uth der stat geiagt, die sick nicht wolden laten doepen.“ Ebenso wie die Täufer alle Andersgläubigen brutal aus der Stadt vertrieben, verbrannten sie alle Bücher – mit Ausnahme der Heiligen Schrift – aus der vor-täuferischen Zeit. Mit gleicher Entschiedenheit warfen sie Würfelspiele, Kartenspiele, Instrumente und Noten ins Feuer, zudem Schuldscheine, Renten- und Pfandbriefe sowie andere Urkunden, die sie als Schöpfungen des von ihnen als gottlos gezeichneten Stadtbürgertums ansahen. Jedwede Differenz zwischen den nunmehr maßgeblichen täuferischen und allen früheren Glaubensüberzeugungen sollte in Münster ausgelöscht werden!

Wer (selbst als bekennender Täufer) vernehmbare Kritik an den Propheten von Münster – gewissermaßen gegenüber der von Gott mit Einzeloffenbarungen ausgezeichneten Elite unter

den Münsteraner Täufern – übte, den ließen diese Wortführer um sein Leben bringen: So äußerte sich der Bürger Hubert Schmidt skeptisch zu einigen Maßnahmen der Propheten und soll kundgetan haben, „dat sie uns wolden um dem hals brengen, sie moeten wol ein duvel int lief hebbden“. In der Konsequenz lautete das Urteil knapp: „... des dodes werdich, er moiste sterven, er hedde Got verlornt.“ Nicht allein die Propheten, sondern nach ihrer Installation 1534 vor allem die in der Ratskammer tagenden „Zwölf Ältesten“ fällten die (Rechts-)Urteile auf der Basis von wörtlich aufgefassten alttestamentlichen Leitsätzen. Alle ihre Maßnahmen dienten der religiösen Differenzminimierung im Innern: „So wolden sie alle na der schrift richten, und wolden so hillich sein.“

Die Gewalt innerhalb der täuferischen Stadt setzte sich ungebrochen fort, als Jan van Leiden im September 1534 aufgrund einer göttlichen Offenbarung zum König des Täuferreiches – mit Anspruch auf die ganze Welt – aufgestiegen war. Ebenso wie bei den Propheten, die weiterhin die täuferische Ordnung in der Stadt mit Gewalt durchsetzten, folgte auch bei König Jan van Leiden jeder Griff zur Waffe einer himmlischen Offenbarung („oppenbarungk entfängen von seinem Gode“) oder einer wörtlich genommenen Weisung aus der Heiligen Schrift.

Zum Schluss

Die Münsteraner Täuferherrschaft war nur von kurzer Dauer. Nach großem logistischen Aufwand gelang dem Bischof und seiner Allianz 1535 die gewaltsame Rückeroberung der Stadt. Freilich blieb es auch für ihn dabei, dass er religiöse Differenzen in der Stadt keinesfalls duldet. Zum Zeichen dafür ließ er unter anderem die führenden Täufer ins Gefängnis werfen und sie dann töten, um sie schließlich den Vögeln in den Käfigen am Lambertikirchturm zum Fraß hinzuhängen – zugleich eine Warnung an die Bürger von Münster vor jedweder religiösen Differenzbildung gegenüber dem neuen Machthaber.

Differenzminimierung oder Differenzakzeptanz? Der weite Weg zur religiös akzeptierten Pluralität

Im Rückblick auf die Entwicklung Münsters besonders zwischen 1534 und 1535 fällt auf, dass man ein gleichzeitiges Nebeneinander von unterschiedlichen christlichen Bekenntnissen und Praktiken für unmöglich hielt: Nachdem zuvor die Neugläubigen die Altgläubigen und die Täufer die Neugläubigen abgelöst hatten, duldete schließlich auch der katholische Bischof, der die Täufer von der Macht verdrängt hatte, keine religiöse Differenz. Mehr noch: Selbst innerhalb der Täufergemeinde setzte man alles daran, interne Differenzen gegebenenfalls sogar mit Gewalt zu eliminieren.

Tatsächlich waren die Menschen spätestens seit dem Beginn des Mittelalters davon überzeugt, dass für die Wohlfahrt und den Frieden innerhalb eines Gemeinwesens die maximale Einheit – also die größtmögliche Minimierung von Differenzen – in Glaubenslehre und Glaubenspraxis vor Gott unabdingbar ist. So konnten im Westteil des Imperium Romanum mit dem Ende der antiken Hochkultur, die auf einem elaborierten Schul- und Universitätssystem basiert hatte, ursprünglichere Religionslogiken neuerlich aufleben. Dazu gehörte unter den Christen – anders als in den ersten fünf nachchristlichen Jahrhunderten – die Überzeugung, dass nicht länger eine Fülle unterschiedlicher ritueller und anderweitig glaubenspraktischer Ausprägungen nebeneinander bestehen darf, sondern nur eine einzige Form die „richtige“ und Gott wohlgefällige sein kann. Und was für die Liturgie galt, betraf erst recht die Glaubensüberzeugungen. Der hier nur knapp angedeutete zivilisationsgeschichtliche „Sprung“ von der antiken Hochkultur zur frühmittelalterlichen Einfachkultur spiegelt sich eben auch in der Entwicklung von einer weitreichenden religionsbezogenen Differenzbeobachtung und -akzeptanz hin zur scharfen Ablehnung und Vermeidung jeder religiösen Differenz wider. Verstärkend wirkte auf diesen Prozess die Akzentuierung eines von

Zorn geprägten Gottesbildes auf Kosten der im Neuen Testament maßgeblichen Vorstellung eines liebenden Gottes. In der Konsequenz akzentuiert der Historiker Heinrich R. Schmidt den „Gotteszorn“ als „Essential“ der reformatorischen Bewegung und als einen reformationsgeschichtlich „bislang wenig beachteten Orientierungspunkt“.

» Nostra Aetate: Dieser Paradigmenwechsel bedeutet katholischerseits nichts weniger als eine entschiedene Öffnung gegenüber einer religiösen Differenzakzeptanz.

Auch in Münster machte die allseits geteilte Überzeugung vom Gotteszorn jede Veränderung im religiösen Leben zu einer diesseits- und jenseitsumspannenden Frage auf Leben und Tod.

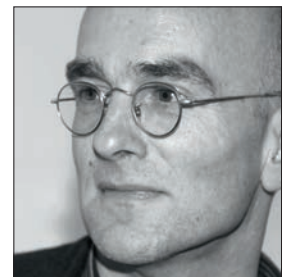
Erst angesichts dieses „geschlossenen“ Hintergrundes wird deutlich, welche menscheits- und religionsgeschichtliche Zäsur die 1965 ratifizierte Konstitution des II. Vaticanum „Nostra Aetate“ bedeutet. Dieses Dokument spricht nämlich auch allen nicht-christlichen Lehren und Praktiken eine Berechtigung zu: „Wir können Gott, den Vater aller, nicht anrufen, wenn wir irgendwelchen Menschen, die ja nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, die brüderliche Haltung verweigern“ (Nostra Aetate 5). Dieser Paradigmenwechsel bedeutet katholischerseits nichts weniger als eine entschiedene Öffnung gegenüber einer religiösen Differenzakzeptanz – nicht allein unter den Katholiken oder innerhalb der christlichen Denominationen, sondern sogar gegenüber nicht-christlichen Religionen!

Achtsamer Umgang mit religiöser Differenz

Somit sei im Blick auf die Ausgangsfrage festgehalten: Während wir die konfessionellen Entwicklungen im Münster der 1530er Jahre – aus heutiger Perspektive sowie innerhalb der westlichen Industrienationen! – als negativen Schlüssel zum Umgang mit religiöser Differenz bewerten mögen, gilt uns die Wertschätzung religiöser Diffe-

renz, wie sie „Nostra Aetate“ als Lehre aus der religiösen Gewaltgeschichte festschreibt, als vorwärtsweisender Schlüssel zu einem religiös achtsamen Umgang mit unterschiedlichen Glaubensüberzeugungen und -traditionen. Zugleich mag uns der längsschnittartig eingebettete Blick auf Münster besonders in den Jahren 1534/1535 verstehen

helfen, warum sich manche Menschen – nicht allein Fundamentalisten – mit religiöser Pluralität und religiöser Differenzakzeptanz bis heute schwertun. Immerhin lässt sich aus systemischer Perspektive verständlich machen, dass sich soziale Gruppen ebenso wie Individuen immer wieder neu stabilisieren müssen, und dabei können religiöse Abgrenzung (Differenzmaximierung) nach außen und Identifizierung (Differenzminimierung) nach innen hilfreich sein. Welche dramatischen, ja menschenverachtenden Folgen aus derartigen Prozessen mitunter erwachsen, veranschaulichen die Münsteraner Täufer eindrucksvoll.



Prof. Dr. Hubertus Lutterbach
hubertus.lutterbach@uni-due.de



Stefan Schulte | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

Kulturelle Bereicherung

Die Erfahrung interreligiöser Normalität

Barbara Loy absolvierte 2014 bis 2015 einen einjährigen Freiwilligendienst in Uganda. Im Herbst 2015 nahm sie das Studium der Germanistik und Katholischen Theologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster auf. Die 20-jährige Studentin aus Senden-Bösensell berichtet über ihre Erfahrungen und Eindrücke des friedlichen interreligiösen Zusammenlebens in Uganda.

Nach meinem Abitur machte ich mich im Juli 2014 im Zuge meines über das Bistum Münster vermittelten Weltwärts-Freiwilligendienstes nach Uganda auf, wo ich ein Jahr lang an der „Ewaldi Community School“, einer Grundschule mit Kindergarten,

arbeitete. Die Vielfalt der interkulturellen Erfahrungen und Begegnungen in diesem Jahr lässt sich kaum umfassend beschreiben. Eine der für mich bis heute wohl wichtigsten kulturellen Bereicherungen während dieses Jahres ist die interreligiöse Begegnung.

Religion verbindet

Uganda ist ein hauptsächlich christlich geprägtes Land. Neben dem Christentum gibt es aber auch eine muslimische Minderheit sowie verschiedene Naturreligionen. Als Christin in einem mir sehr fremden Land durfte ich im Gottes-

dienst eine große Vertrautheit spüren. Zum ersten Mal lernte ich zu schätzen, dass Religion über Ländergrenzen hinaus verbindet. Religion hatte auch im Alltag eine viel höhere Präsenz, als ich es in Deutschland gewohnt war. In der Schule wurde beispielsweise selbstverständlich zu Beginn und zum Abschluss einer Lehrerkonferenz gebetet.

Fremdheitserfahrung

So vertraut mir die christlichen Rituale, denen ich Uganda begegnete, waren, so fremd waren mir die Begegnungen mit der muslimischen Kultur und Religion. Aufgewachsen im katholisch geprägten Münsterland, hatte ich nie Berührungspunkte mit dieser Weltreligion. An das Thema Islam, das bestimmt mal im Religionsunterricht durchgenommen wurde, erinnerte ich mich kaum noch. So reagierte ich zunächst distanziert auf Menschen, die erwähnten, dass sie Muslime seien. Eine Reaktion, die mich heute im Nachhinein sehr beschämt. Aber wie kann es auch anders sein mit einem Menschen, der in den Medien dem Islam immer nur im Kontext mit Terrorismus, Islamismus, Scharia und Unterdrückung der Frau begegnet. In Uganda kam ich das erste Mal in Berührung mit dem lebendigen, dem gelebten Islam, den Muslimen, den Moscheen, der Kultur – einfach formuliert – den Menschen. Und in dieser fremden Kultur entstand ein völlig neues Bild fernab der Klischees und Stereotype, die vor allem durch die Darstellungen des Islams in den Medien bestimmt werden.

Gelebte religiöse Vielfalt

Ich war begeistert von der Selbstverständlichkeit, mit der Christen und Muslime in Uganda reibungslos nebeneinander ihre Religionen und Kulturen ausübten. Die einen Menschen gingen sonntags in die Kirche, die anderen zum Gebet in die Moschee ein paar Häuser weiter. Die Schülerinnen und Schüler in den Schulen werden in beiden Religionen unterrichtet, bei den Examen muss dann jeder nur Fragen zu seiner eigenen Religion beantworten. Die Kinder sprachen abends gemeinsam mit den Lehrern einmal ein christliches, einmal ein muslimisches Gebet.

Berührungängste überwinden

Die vielen neuen Eindrücke, Erkenntnisse und Gedanken über religiöse Vielfalt nahm ich mit nach Deutschland, wo ich direkt nach meiner Ankunft im August 2015 mit Nachrichten rund um das Thema Flucht und Geflüchtete überhäuft wurde. Plötzlich gewann das Thema interreligiöser Dialog, vor allem in Bezug auf Christentum und Islam, auch in Deutschland wieder eine höhere Präsenz. Die aufkommende polarisierte Stimmung in der Gesellschaft, Ängste und Sorgen über die sogenannte Islamisierung des Abendlandes standen im Kontrast zu der selbstverständlich gelebten religiösen Vielfalt in Uganda. Die Zurückhaltung oder auch Angst vor dem Fremden kenne ich durch meine Zeit in Uganda nur zu gut. Ich durfte aber auch erfahren, wie solche Berührungängste mit dem Fremden durch Begegnung, Dialog und Weiterbildung überwunden werden konnten.

Gemeinsamkeiten betonen – Unterschiede wahrnehmen

Ich begann mein Studium der Germanistik und Katholischen Theologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster. Ich bin froh darüber, im Zuge meines Theologiestudiums nicht nur über die eigene christliche Religion mehr zu lernen, sondern auch der Frage nach dem Islam und den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zum Christentum oder auch dem Judentum nachzugehen. Neben Einzigartigkeiten, die jede dieser Religionen hat, finde ich es wichtig, die Gemeinsamkeiten zu betonen, die es trotz der vielen kulturellen Unterschiede gibt. Diese reichen von der Figur Abraham als gemeinsamer Wurzel von Judentum, Christentum und Islam über die Barmherzigkeit als eine der wesentlichen Gotteseigenschaften bis hin zum Glauben an den einen Gott, egal ob man ihn mit Jahwe, Gott oder Allah anspricht.

Zusammenleben in Respekt vor der Andersartigkeit

Sicherlich bietet der Islam ebenso wie jede andere Religion kontroverse Themen, die es zu hinterfragen und zu kritisieren gilt. Ich habe in meinem Auslandsjahr gelernt, dass es sich lohnt,

neugierig und offen zu bleiben und sich sein eigenes Bild zu machen. Ich halte es für verhängnisvoll, gerade in der heutigen Zeit, in der die Gesellschaften immer vielfältiger und die Welt immer globaler wird, Menschen nach ihrer Kultur, Herkunft oder Religionszugehörigkeit zu kategorisieren. Mir haben die Begegnungen mit Menschen, gerade wenn sie anders sind als ich, viel beigebracht und meinen Blick erweitert. Unterschiede müssen nicht immer schlecht sein, sondern können bereichern, und Grenzen müssen nicht starr sein, sondern sind dafür da, erweitert oder sogar aufgebrochen zu werden.

In Uganda habe ich, obwohl ich gar nicht bewusst danach gesucht habe, Frieden gefunden und zwar im friedlichen Zusammenleben unterschiedlicher Religionsanhänger, indem sie sich gegenseitig respektieren und niemanden aufgrund seiner Andersartigkeit diskriminieren. Diese Art von Frieden zeigt, dass jeder von uns durch eine menschenfreundliche, offene Haltung zum Frieden beitragen kann, und ich wünsche mir, dass immer mehr Menschen so einen Frieden leben.



Barbara Loy
barbaraloy@gmx.de

Frieden ist die Botschaft aller Religionen

Ein Gespräch mit Pater Sebastian Painadath SJ

Sebastian Painadath wurde 1942 in Kerala/Indien geboren. Seine Eltern und Großeltern gehörten der Syro-Malabarischen Kirche an. Im Jahr 1966 trat er mit 24 Jahren in den Jesuitenorden ein, studierte zunächst in Pune Philosophie und ging 1970 zum Theologiestudium nach Innsbruck. 1973 wurde er in Puchheim/Bayern zum Priester geweiht und promovierte 1977 in Tübingen bei Walter Kasper. Im Auftrag des Jesuitenordens gründete Pater Sebastian 1987 in Kalady/Kerala den christlichen Sameeksha-Ashram, einen Ort der Spiritualität, in dem er sich vorrangig dem Interreligiösen Dialog vor allem zwischen Christentum, Hinduismus und Islam widmet. Im Auftrag des Katholischen Hilfswerks missio bietet er seit vielen Jahren regelmäßig Meditationskurse und Vorträge in Deutschland an. Das Gespräch mit Pater Sebastian führte Franz-Thomas Sonka, Referent für die Seelsorge für Katholiken anderer Muttersprache, am 4. März 2017 im Kloster Vinnenberg.

Sebastian, Deine Meditationskurse in Deutschland sind mit mehr als 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmern immer sehr gut besucht. Wie erklärst Du es Dir, dass die Menschen in Deutschland so zahlreich zu Deinen Veranstaltungen kommen?

Die Menschen suchen einen neuen Zugang zur christlichen Spiritualität, einen neuen Zugang zur Vertiefung des christlichen Glaubens. Die Sinnfrage ist auch in Europa sehr groß geworden. Die Frage nach der Mystik wird intensiv gestellt. Ich versuche diese Menschen anzusprechen, und sie finden anscheinend bei meinen Kursen eine neue Sprache

che ich daher, einen neuen Zugang zur mystischen Erfahrung zu ermöglichen durch Reflexionen, aber auch durch sich immer wiederholende Übungen.

In Deinen Ausführungen sprichst Du von drei Bewusstseinsstufen oder -ebenen. Die dritte Stufe ist der Bereich des Göttlichen?

Ja, die großen Mystiker und Mystikerinnen, Meister, die sich vor uns auf den inneren Weg eingelassen haben, versuchen, ihren Weg zu beschreiben. Solche Beschreibungen haben wir bei christlichen Mystikern und Mystikerinnen, aber auch in der östlichen Mystik.

buddhi sind wie das innere Licht oder das innere Auge, mit dem wir in den Herzensraum schauen. Das ist der sogenannte dritte Bereich, in dem wir Gottes Gegenwart intensiv erfahren. Dies ist der Raum der mystischen Erfahrung.

Und in diesem Raum der mystischen Erfahrung lässt sich auch das Anliegen des Dialogs der Religionen verorten?

Die Mystik ist der tiefste und zentralste Treffpunkt der Weltreligionen. Alle großen Mystiker oder Mystikerinnen versuchen, den Menschen zum Herzensraum zu begleiten. Im Herzensraum treffen sich alle Religionen. Hier liegt die Wurzel aller Religionen. Sie wachsen von hier aus, wie die Zweige, die sich in verschiedene Richtungen ausbreiten. So entstehen die verschiedenen Religionen.

» Im Herzensraum liegt die Wurzel aller Religionen. Sie wachsen von hier aus, wie die Zweige, die sich in verschiedene Richtungen ausbreiten.

für die Bedeutung des Glaubens, aber auch einen neuen Zugang zur Vertiefung der christlichen Spiritualität.

Was ist für Dich das Wesentliche der Spiritualität?

Eine Wiederbelebung der Mystik ist in der christlichen Spiritualität heute sehr notwendig. Das Mystische einer Religion ist wie die Wurzel eines Baumes. Mystik ist die Tiefendimension der Spiritualität. In meinen Kursen versu-

In der Katha-Upanishad (6. Jahrhundert vor Christus) spricht man von zwei Ebenen der Wahrnehmung. Zunächst die Ebene des Verstandes und dann die Ebene der intuitiven Wahrnehmung. Im Bereich des Verstandes gibt es die bewussten und unterbewussten Bereiche. Und schließlich kommen wir zur intuitiven Wahrnehmung, die wir im christlich-westlichen Sprachgebrauch als das nous bezeichnen und im östlichen Verständnis als buddhi. Nous und

Was können die Religionen gemeinsam zum Frieden beitragen?

Ja, suche den Frieden, das ist die Herausforderung unserer Zeit! Aber wir sollen den Frieden zunächst in unserem Herzensraum suchen. Wenn wir in uns keinen Frieden erfahren können, wird auch nach außen kein Frieden gestiftet. Ein innerlich zerrissener Mensch stiftet sehr viel Unfrieden: in der eigenen Familie, im Freundeskreis, im Wirtschaftsbereich, in der Politik ... Warum gibt es heutzutage so viele Konflikte und

warum gibt es so viele Unzufriedene? Ich glaube, dass die Menschen innerlich nicht zum Frieden gekommen sind. Das Grundanliegen aller Religionen ist es jedoch, die Menschen zum inneren Frieden zu führen. Es heißt ja auch „den Frieden hinterlasse ich euch“; das Wort Islam bedeutet von seinem Ursprung her eigentlich Frieden. Die Juden grüßen mit dem Wort „Shalom“, das heißt „Frieden“, die Hindus grüßen mit dem Wort „Shanti“, auch das heißt Frieden. Der Friede sei mit dir, das ist eine Grundbotschaft aller Religionen. Und die eigentliche Quelle des Friedens ist tief in uns selbst verborgen. Wir müssen nur diese Quelle in unserem Innersten entdecken und ihr Raum geben.

Wie ist für Dich das Verhältnis von Aktion und Kontemplation beim Einsatz für den Frieden durch Gewaltlosigkeit?

Jede befreiende und Friedenstiftende Aktion entsteht aus einer inneren Integration, die durch Kontemplation erreicht wird. Aktion und Kontemplation sind einander ergänzende Faktoren des geistigen Lebens. Frieden schaffen benötigt beide Komponenten, denn gelungene und verändernde Aktionen wachsen aus der Kontemplation heraus.

Du hast viele Erfahrungen mit der Kirche und der Gesellschaft in Deutschland gemacht. Wenn Du von Indien aus auf Europa blickst, was gibst Du uns hier im Westen mit auf den Weg?

Ich glaube, wir Christen brauchen einen glaubwürdigeren Lebensstil, eine Glaubwürdigkeit, die vom Evangelium her kommt. Sonst haben wir kein Recht, über Glaube oder über Jesus Christus zu sprechen. Diese Glaubwürdigkeit ist das, was ich uns allen wünsche. Glaubwürdig sind unsere Aktionen erst, wenn wir die Botschaft Jesu leben und wenn unser Lebensstil von Askese geprägt ist. Askese ist nicht etwas Negatives. Es ist etwas sehr Positives. Askese macht uns innerlich frei. Darum sagt auch der Apostel Paulus „Wenn ihr vom Geiste Christi geleitet werdet, dann seid ihr frei.“

Du hast Dich irgendwann in Deiner langen Lebensgeschichte auf den Weg gemacht, diesen Fragen nach den Reli-

gionen, nach der Mystik, aber auch nach Aktion und Kontemplation nachzugehen. Was hat Dich motiviert, diesen Weg einzuschlagen?

Die Motivation für diesen Weg ist für mich Jesus Christus. Jesus hat uns einen Weg der Integration gezeigt: einen Weg, auf dem Kontemplation und Aktion integriert werden, auf dem die Hingabe an Gott und die barmherzige Zuwendung zu den Menschen integriert werden. Wenn wir uns die Inspiration, die Motivation aus der Botschaft Jesu holen, dann

» Der Friede sei mit dir, das ist eine Grundbotschaft aller Religionen. Und die eigentliche Quelle des Friedens ist tief in uns selbst verborgen.

können wir nur frohe und glückliche Menschen sein und in dieser Haltung sehr viel Frieden in der Welt stiften.

Du hast gefragt, was ich euch mit auf den Weg gebe. Ich möchte euch eine altindische Segensformel mitgeben, die über die Grenzen der Religionen gesprochen wird. Dieses Segensgebet macht deutlich, dass wir Menschen zusammen mit den Dingen der Natur im Göttlichen eine mystische Einheit bilden:

Möge allem das Wohlergehen zukommen,
möge alles den Frieden erfahren,
möge alles zur Erfüllung gelangen,
möge alles begnadet werden.

Möge es allem gut gehen,
möge alles von Krankheit frei sein,
möge alles das Gute erblicken,
möge alles vom Leiden verschont bleiben.

Friede in uns! Friede in allen!!
Friede überall!!!

Vielen Dank für das Gespräch. Alles Gute und Gottes Segen für Deinen weiteren Weg des Dialogs und der Spiritualität.



P. Sebastian Painadath SJ
spainadath@gmail.com

Nur Stille und Vertrauen verleihen euch Kraft (Jesaja 30,15)

Vom Platznehmen im Loslassen

Wie unterschiedlich sind sie gewesen, die Lebensphasen seit meinem Studienbeginn im Jahr 1963 bis heute! Schon in jungen Jahren war mir aufgefallen, dass und wie ich mich änderte. So kam mir eines Tages der Gedanke: Der frischgebackene Kaplan von 1970 und der Studentenpfarrer von 1980 – ob die wohl, wenn sie sich hätten treffen können, miteinander ausgekommen wären? Noch mehr und noch weitergehende Kontrasterfahrungen ergaben sich, als ich 1989 in die Niederlande umzog und dort bis 2013 lebte.

Jetzt stelle ich erstaunt fest: In all diesen Veränderungen hat sich eine Konstante behauptet. Dass es diese ist, gerade diese, Schweigen und Stillsitzen – das verwundert mich erst recht. Ganz eigenartig fühle ich mich den Menschen verbunden, mit denen ich in den letzten 40 Jahren mehr, viel mehr geschwiegen als geredet habe. Darauf haben sie sich in meinen Kursen eingelassen. Ob ich ohne ihren Einsatz meinen Meditationsweg Tag für Tag fortgesetzt hätte? Dankbar bin ich natürlich auch für die Menschen, die in vielen Gesprächen und gemeinsamen Engagements zu Weggefährten wurden. Aber ich bin froh, diese beiden verschiedenen Formen von Verbundenheit – die eine entstand durch Schweigen, die andere durch Reden – kennengelernt zu haben, und darin, davon zu leben.

Vom Empfangen leben

Die Hände am Morgen in den Schoß legen, bevor sie zupacken und gestalten – das soll und das kann mehr sein als eine bloß symbolische Geste. Die Hände im Schoß beim Stillsitzen erinnern mich: Du weißt doch, wovon du lebst: Du lebst vom Empfangen. Begeistere dich wie Jesus für die Vögel und für die Blumen! Wie gut kennen sie den Rang, den Vorrang des Empfangens! Unbefangen verlassen sie sich darauf, vorbehaltlos (Mt 6,24-34).

Wenn Baron von Münchhausen erzählt, dass er sich an seinen eigenen Haaren aus dem Sumpf gezogen hat, dann lachen wir. Weshalb lacht niemand, wenn behauptet wird, landauf, landab: Ich lebe von meiner Hände Arbeit?

Globalisierung

Globalisierung – nicht nur das Wort, sondern die Vorgänge, die damit bezeichnet werden, bestimmen in den letzten Jahren und Jahrzehnten unser Leben immer mehr. Wir bringen Globalisierung in Verbindung mit den weltumspannenden Finanzströmen und mit all den anderen Dienstleistungen, aber vor allem auch mit Produkten und Gütern. Über unsere Weltwirtschaft füllen sie Märkte, beherrschen sie Menschen, setzen bei all dem sogar das Ökosystem unserer Erde aufs Spiel. Glücklicherweise gab es immer schon eine ganz andere weltumspannende Bewegung: die Globalisierung der Spiritualität. Die Stimmen großer wie kleiner Seherinnen und Seher wurden und werden nicht nur in ihrem Land und in ihrer Zeit gehört; auch weiterhin können sie Zukunft erschließen und gestalten.

Weltweite Verbreitung asiatischer Spiritualität

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts gab es eine neue Welle spiritueller Globalisierung durch die weltweite Verbreitung asiatischer Spiritualität. Der Jesuit Hugo Makibi Enomiya Lassalle (1898-1990), mein Zen-Meister von 1975 bis 1990, hat diese Meditation nicht nur in Japan tief in sich aufgenommen. In Vorträgen und Büchern hat er die Verwandtschaft untersucht und dargestellt, die Mystiker der fernöstlichen Zen-Kultur mit Mystikern unserer abendländischen Tradition verbindet.

Deutsche Mystik

„Nimm dich selbst wahr. Und wo du dich findest, da lass dich. Das ist das

Allerbeste.“ Dazu ermutigt Meister Eckhart, Dominikaner aus Erfurt (1260-1328). Er ist überzeugt – und die Freude darüber möchte er am liebsten mit allen teilen: Das Allerbeste – wenn wir es bekommen werden wir uns nicht selbst besorgt haben. Es wird uns zufallen. Aber dafür, dass sich das ergibt, ist unser Tun und Lassen von großer Bedeutung. Eckhart nennt Aufgaben, und die haben es in sich: „Nimm dich selbst wahr.“ Das wird man nicht kurz entschlossen anpacken und erledigen können. Und bei „Nimm dich selbst wahr!“ bleibt es ja nicht. Was dann folgt, folgen kann und soll, fordert ebenfalls eine Entschlossenheit, die nicht lockerlässt, die immer neu ansetzt: „Und wo du dich selbst findest, da lass dich.“ Wie vielversprechend diese Mühe, wie beglückend ihr Lohn ist – das deutet Eckhart mit den Worten an: „Wer sich auch nur einmal ganz lassen könnte, dem würde alles gegeben.“

„Das Evangelium will auch mit dem Leib gelebt sein.“ (Roger Schutz)

Sich lassen können – beim Suchen danach bekommt in der Zenmeditation der Leib eine besondere, nämlich die tragende Rolle. Um ein Wachsen des inneren Menschen zu ermöglichen, nimmt der Leib sich zurück. Eigentlich ist er ja ganz und gar auf Bewegung eingestellt – besonders darauf zu laufen. Aber dieses Andere kann er auch: sich in die Reglosigkeit der Zen-Sitzhaltung hineinbegeben. Da können sich für Geist und Seele, für den ganzen Menschen neue Lebenshorizonte auftun.

Wie viel Zen vom Leib erwartet! Die Übung traut und mutet ihm zu, sich je und je in wirklichem Innehalten abzustimmen auf „die Schwebel des Lebendigen“ (Max Frisch). Das geschieht, indem Meditierende ihre Aufmerksamkeit immer wieder auf die Grundbewegung des Lebens richten, auf den Atem.

„Ihr müsst von neuem geboren werden“, sagt Jesus zu Nikodemus. „Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen, weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist es mit jedem, der aus dem Geist geboren ist“ (Joh 3,7-8).

Stille im ganzen Land

Seit ich im Sommer 2013 nach Deutschland zurückkehrte, habe ich seltener als vorher erwartet die Niederlande besucht. Eine Möglichkeit will ich jedenfalls auch im folgenden Jahr auf keinen Fall verpassen: Ich möchte wieder am Abend des 4. Mai mit Niederländerinnen und Niederländern schweigen. Dann, am Vorabend des Befreiungstages am 5. Mai, wird in den Niederlanden „Dodenherdenking“ begangen. Wie in Amsterdam am „Monument op de Dam“ kommen an vielen Plätzen in Städten und Dörfern die Menschen um 20 Uhr zusammen, um in zwei Minuten Stille der Opfer von Kriegsgewalt zu gedenken. Daran beteiligen sich alle Busse und Bahnen; auch die Autos sollen ihre Fahrt unterbrechen.

Vor meinem Umzug in die Niederlande hatte ich schon etwas über den einzigartigen Abend des 4. Mai gehört. 1990 war ich zum ersten Mal dabei, in Utrecht, auf dem Domplatz. Es war ein Erlebnis, viel mehr, als ich erwartet hatte. Ich hörte eine Stille, die ich noch nicht kannte, deren Kostbarkeit mich aber gleich berührte. Ich bin überzeugt: Zu dieser Wahrnehmung hat die Zen-Meditation wesentlich beigetragen.

Ich bleibe neugierig. Noch besser hoffe ich zu verstehen, noch tiefer zu erfassen, was sie uns ans Herz legen: Augenblicke der Stille – nicht nur am Vorabend des Befreiungstages, wenn die Niederländer von Vierhuizen bis Vaals, von Vlaardingen bis Velp innehalten.

Zum Schweigen umkehren

Wenn ein Einzelner zum Schweigen umkehrt oder wenn eine Gruppe, eine Gemeinde das tut – das kann ganz neue Horizonte eröffnen. Erst recht geschieht das, wenn diese Umkehr stattfindet: Ein ganzes Volk erkundigt sich bei der Stille, lässt sich kundig machen in der Stille. Jedes Land könnte sich, bezogen auf seine eigene Geschichte, Gegenwart und Zukunft, regelmäßig seine Stille-Übung schenken. Auch Zusammenschlüssen von Völkern wie der Europäischen Union könnte das guttun. So sinnvoll es ist, beim Totengedenken die Leben Verstorbener zu erinnern und zu ehren – läge es nicht ebenso nahe, heutiges Leben in der Stille zu vergegenwärtigen, zu vertiefen und zu verdichten und es so in seiner Suche nach Zukunft zu stärken?

„Suche Frieden und jage ihm nach!“ (Ps 34,15)

Dieses Psalmwort enthält einen weitgefassten Entwurf. Die Menschheit kann zu einer neuen Lebensgestalt finden, wenn sie sich einer großen Umwandlung überlässt. Der Jagdtrieb, dieser uralte Impuls – diese Lanze soll umgeschmiedet werden zum Winzermesser (Jes 2,4). Wie wird das Antlitz der Erde erneuert sein, wenn wir nichts und niemanden mehr als Beute zur Strecke bringen, verwunden, verstümmeln, töten! Wie stark werden wir sein, wenn all unsere Kräfte nur noch dieser einen Beute hinterherjagen: dem Frieden!

Auch wenn so ein Ausblick zu fantastisch, zu unwahrscheinlich klingt – es bleibt genug Staunenswertes übrig: all das, was der Schöpfer schon geschaffen hat; all das, was noch entstehen kann, sich noch entfalten soll und entfalten will. Der Gottesgeist, der dies gute Werk begonnen hat, wird es auch vollenden – aber nicht im Alleingang. Er macht sich abhängig vom Konspirieren, vom Mit-Atmen möglichst vieler.



Pfarrer Dr. Heinz-Georg Surmund
hg.surmund@t-online.de



Franz Roth | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

Suche das Wohl der Stadt

Der Cloppenburgener Tisch der Religionen

Religion geht, wenn sie lebt, an die Seele. Religion erschließt darum Tiefen in uns. Tiefe Ressourcen, aber auch Abgründe. Religion ist so kostbar wie hochgefährlich. Religiös aufgeladene Konflikte sind kaum lösbar. In einer multi-religiösen Gesellschaft ist es wichtig, dass nicht nur die Verächter der Religion, sondern auch religiöse Menschen angehen gegen den Missbrauch von Religion als Abgrenzung, Kriegserklärung, Waffe.

Im Sommer 2015 schlug bei einem Familienseminar für Flüchtlinge in der Katholischen Akademie Stapelfeld ein junger deutsch-türkischer Vertreter der Moschee-Gemeinde vor, für die Stadt Cloppenburg einen „Tisch der Religionen“ zu gründen. Wir setzten uns also zusammen: Okan, seine Schwester Duygu, die islamische Theologie studierte, und ich. Gemeinsam schrieben wir alle religiösen Gemeinschaften in Cloppenburg an, von denen wir eine Adresse in Erfahrung bringen konnten. Wir stellten in dem Brief folgende Anliegen vor:

Nicht: andere zur eigenen Überzeugung bekehren; aber auch nicht: Unter-

schiede leugnen oder verwischen. Sondern: einander wahrnehmen und kennenlernen über Grenzen und Unterschiede hinweg.

Besser verstehen, was den anderen wichtig ist und wie sie ihren Glauben bewahren.

Mit Respekt die anderen anders sein lassen als Mit-Bürger/innen in der gemeinsamen Heimat.

Auf diese moslemisch-katholische Einladung antworteten die evangelisch-lutherische Kirche, die von Russlanddeutschen geprägte freikirchliche Freie Christengemeinde Hoffnung und die Neupostolische Kirche. Ein Vertre-

ter der Zeugen Jehovas erklärte mir bei einem sehr höflichen Besuch, dass und warum sie sich nicht beteiligen konnten.

Grundkonsens: begegnen und verbünden

Im Dezember 2015 kam es zum ersten Treffen; zunächst waren je zwei Vertreterinnen und Vertreter jeder Gemeinschaft eingeladen. Aus einem vorsichtigen Abtasten fanden wir schnell zu einem Grundkonsens. Es ging allen nicht um theologische Diskussionen, nicht um die Frage, wer Recht hat, sondern darum, die anderen in ihrem Weg zu und vor Gott kennenzulernen und sich miteinander zu verbünden in dem auch

zivilgesellschaftlichen Interesse, dass Religionen Frieden bewirken und nicht Feindschaft.

Anregende Nähe – bereichernde Unterschiede

In den seither vergangenen anderthalb Jahren haben wir uns besser kennengelernt. Wir verstehen auch besser als zu Beginn, wie und wodurch wir uns unterscheiden. Ständig bewusst ist uns der Unterschied zwischen Christen und Muslimen, und die vier christlichen Gemeinschaften müssen stets achtsam sein, dass sie, wenn sie mehr Nähe untereinander entdecken als vielleicht gehaut, die muslimischen Weggefährten nicht ausgrenzen oder vereinnahmen. Da war es ein schönes Zeichen, dass wir alle beim Treffen zur Zeit des islamischen Fastenmonates auf den Imbiss verzichteten, der sonst von der gastgebenden Gemeinschaft gereicht wurde. Spürbar ist oft auch ein Unterschied zwischen den großkirchlich Geprägten mit ihrem „aufgeklärten“ Zugang zu Glaube und Bibel und den Gemeinschaften, die ein eher unmittelbares Schrift-Verständnis haben. Aber auch da erlebe ich mehr respektvolles Hinhören als kopfschüttelnde Abgrenzung. Die freikirchliche Glaubens-Begeisterung empfinde ich als Mitglied einer oft müde gewordenen alten Kirche als anregend und herausfordernd, die Gesprächspartner aus den kleineren christlichen Gemeinschaften sind ebenso interessiert an der reichen katholischen Symbolsprache. So konnten wir über das reine Kennenlernen auch schon zu einem bereichernden Austausch kommen über das, was für die unterschiedlichen Gemeinschaften das Gebet bedeutet – hier waren dann katholische und muslimische Traditionen des rituellen Gebetes sehr nah.

Einladungen zum Kennenlernen

Nach dieser Phase der An-Freundung ist der Cloppenburg Tisch der Religionen an die Öffentlichkeit gegangen. Im März 2017 haben wir die Bürgerinnen und Bürger der Stadt zu einem abendlichen „interreligiösen Speed-Dating“ eingeladen, das Gelegenheit gab, in zugleich sehr pointierter und persönlicher Form kennenzulernen, was den unterschied-

lichen Gemeinschaften wichtig ist. Und an einem Sonntagnachmittag luden wir ein zu einem Tag der offenen Gotteshäuser; trotz schlimmen Wetters machten sich gut 100 Menschen auf den Weg, um in fünf Gotteshäusern die Gastfreundschaft, aber auch die religiöse Ausrichtung der Gemeinschaften kennenzulernen – für mich eine wirkliche Sternstunde, sowohl in religiös-ökumenischer als auch in gesellschaftlicher Hinsicht.

Den Kreis erweitern

In diesem Jahr haben sich Kontakte ergeben mit der russisch-orthodoxen Gemeinde und der jesidischen Gemeinschaft. Es wird eine Herausforderung sein, dass die schon in gegenseitiger Wertschätzung verbundenen „Gründungsmitglieder“ für weitere Interessenten offen bleiben, deren Ängste vor Vereinnahmung behutsam wahrnehmen und doch die Atmosphäre von Freundlichkeit und Offenheit bewahren.

Den Frieden zwischen den Kindern Gottes fördern

Dass Religion nicht Entfremdung und Verfeindung verstärken darf, sondern zu Frieden, zu Ent-Fremdung und An-Freundung zwischen den unterschiedlichen Kindern Gottes ermutigen soll, war unsere Ausgangsidee. Ich war immer zuversichtlich, dass wir zu einem toleranten und respektvollen Miteinander finden könnten. Was ich nicht erwartet habe, ist, neue Freunde zu finden, gerade auch in den kleineren christlichen Gemeinschaften, mit denen ich sonst weder privat noch beruflich Kontakt hatte.



Heinrich Dickerhoff
Pädagogischer Direktor
Katholische Akademie Stapelfeld
hdickerhoff@ka-stapelfeld.de

„Obwohl beim ‚Tisch der Religionen‘ Menschen aus den unterschiedlichsten Religionen und Kulturen aufeinandertreffen, ist es jedes Mal wieder eine positive Erkenntnis zu sehen, wie friedlich und respektvoll man miteinander umgehen kann. Wir Muslime empfinden bei jedem Treffen Liebe und Verständnis und sind hoffnungsvoll im Hinblick auf die Übertragung dieser Liebe auf die Allgemeinheit.“

Duygu und Okan Duman,
Mevlana-Moschee-Gemeinde

„Innerhalb der Arbeitsgruppe hat sich in kurzer Zeit eine vertrauliche Atmosphäre ergeben, welche trotz der Unterschiede in der Glaubensausübung geprägt ist von Offenheit, Toleranz und gegenseitiger Achtung.“

Uwe Landsdorfer,
Bezirksältester der Neuapostolischen
Kirche (im Ruhestand)

„Alle Teilnehmenden hören einander mit großer Sympathie zu, und die Haltung aller ist von Respekt geprägt; etwas, das ich mir – gerade in der heutigen Zeit – auf breiter Ebene wünsche!“

Bernd Strickmann,
Dechant und Pfarrer der katholischen
Stadtgemeinde St. Andreas, Cloppenburg

„Ich erlebe den ‚Tisch der Religionen‘ als eine Gemeinschaft von Menschen, die in freundschaftlicher Atmosphäre über Fragen des Glaubens und der religiösen Praxis spricht, Gemeinsamkeiten sucht, ohne Unterschiede zu verwischen, und durch gemeinsame Aktionen in der Öffentlichkeit Werbung für ein tolerantes und friedfertiges Miteinander machen will.“

Günter Kannen,
Pastoralrat der katholischen
Stadtgemeinde St. Andreas, Cloppenburg

„Es ist eine ganz tolle respektvolle Runde, die ich sehr schätze, bei der ich durch das Kennenlernen viele Vorurteile abgebaut habe. Ich schätze die Harmonie bei den Treffen und gehe jedes Mal guter Dinge wieder nach Hause.“

Daniel Lohrai,
Freie Christengemeinde Hoffnung

Das Abrahamsfest in Marl

Interkulturelle / interreligiöse Gemeinwesenarbeit

Marl steht jedes Jahr ab Mitte September im Zeichen von Abraham. Im Rathaus, in Schulen, in religiösen Gemeindezentren, in Geschäften und an Litfaßsäulen gibt es auffällig leuchtende Plakate mit einem großen menschlichen, zweigeteilten Gesicht als Logo zum Fest. Seit 2001 feiert Marl jedes Jahr zwischen September und Mitte Dezember ein breit gefächertes und in den öffentlichen Räumen imposant aufgestelltes Abrahamsfest.

Das Abrahamsfest in Marl hat immer die folgenden vier Teile:

1. **Auftakt** in der Synagoge der Jüdischen Kultusgemeinde;
2. **Zu Besuch:** Kinder, die sich in ihren Stadtteilen im Rahmen von Koranbeziehungsweise kirchlich-gemeindlichem Unterricht gegenseitig besuchen;
3. **In Aktion:** Jugendliche aus Schulen, Jugendzentren, Gemeinden, Vereinen agieren zum Jahresthema;
4. **Im Gespräch:** Erwachsene pflegen den Austausch in Veranstaltungen und Unternehmungen;
5. **Abschluss** mit einem großen Festmahl im Rathaussaal mit circa 300 Teilnehmenden, mit kulturellen Beiträgen aller beteiligten Gruppierungen und aller Generationen.

Die Veranstaltergemeinschaft

Mehr als die Hälfte der inzwischen etwa 3.000 Teilnehmenden sind Kinder und Jugendliche. Veranstaltet wird das Abrahamsfest von der Christlich-Islamischen Arbeitsgemeinschaft (CIAG) Marl (CIAG Marl) in Zusammenarbeit mit den Kirchen und Moscheen in Marl, mit der Jüdischen Kultusgemeinde Kreis Recklinghausen, dem Integrationsrat Marl und der Stadt Marl. Dazu kommen jedes Jahr bis zu 60 thematische Kooperationspartner aus Marl und dem Umkreis sowie dem Interkulturellen Rat in Deutschland (Darmstadt). Finanziell gefördert wird jedes Abrahamsfest von der Stadt Marl, dem Bistum Münster und der Evangelischen Kirche von Westfalen, staatlicherseits durch das Land NRW (Ministerium für

Arbeit, Integration und Soziales), zudem von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) sowie von Sparkasse und Volksbank vor Ort.

Der Anlass

Das Abrahamsfest Marl gestalteten wir erstmals kurz nach dem furchtbaren 11. September 2001. Nach intensiver Vorarbeit – und beeindruckt von den Tübinger „Weltethos“-Akteuren Hans Küng und Franz-Josef Kuschel – sagten wir damals: „Jetzt erst recht!“ Jetzt erst recht war und ist es wichtig, auch die religiösen Gemeinden des Judentums, Christentums und des Islams sowie die religiösen „großen Erzählungen“ aus den Überlieferungen zu aktivieren.

Der Kontext

Mit der Gründung der Christlich-Islamischen Arbeitsgemeinschaft hatten wir damit schon 1984 gute Erfahrungen gemacht. Wir lernten zwei Fehler zu vermeiden: den Fehler, Religion zu ignorieren oder auszugrenzen, und den Fehler, Religion oder bestimmte religiöse Standpunkte zu verabsolutieren. Wir entwickelten kontinuierlich Begegnungen zwischen religiösen Gemeinden und ihren Mitgliedern, interkulturelles Lernen und Zusammenarbeit in den Schulen und öffentlichkeitswirksame große Veranstaltungen und Feste, wie zum Beispiel das Abrahamsfest.

Die solidarische Zusammenarbeit

Seit Beginn sind wir keine Einrichtung „von oben“, sondern eine Bürgerinitiative von Einzelnen, die von der Sache überzeugt sind, diese Sache überall vertreten und in diesem Sinne in

freiwilliger Übereinkunft solidarisch ehrenamtlich zusammenarbeiten. Es gibt immer wieder Gespräche mit den Gremien der religiösen, politischen und gesellschaftlichen Gemeinden zur Rückkopplung und Abstimmung. Und wir nehmen deren Möglichkeiten wie Büros, Räumlichkeiten, Zuschüsse und vieles mehr immer gerne in Anspruch. Hinsichtlich potenzieller Konfliktfelder (etwa Beurlaubung zu religiösen Hochfesten, religiöse Speisevorschriften und religiöser Unterricht in Schulen, Gebetsräume in Krankenhäusern, der Azan-Ruf sowie last but not least der Neubau von Moscheen) bemüht sich die CIAG um Interessenausgleich, möglichst um Deeskalation. Wir setzen auf positives Wirken durch positive Botschaften im Interesse der Entwicklung eines gemeinsamen, offenen, kooperationsfreundlichen Bewusstseins in der Bevölkerung, auch bei Entscheidungsträgern und Entscheidungsträgerinnen.

Abraham selbst ist Ausdruck dafür! Hier am Ort heißt es immer mal wieder: „Abraham ist eine irgendwie mythische Figur!“ – daher einladend statt polarisierend, also hilfreich für eigene Inspiration. Abraham weckt Neugier und spricht seelische Tiefenschichten menschlicher Existenz und im kollektiven Bewusstsein an.

Darum Abraham – der Hintergrund

In den großartigen Erzählungen der Thora, der Bibel und des Korans gibt es Gemeinsames und Unterschiedliches. Allen gemeinsam ist Abrahams Erkenntnis des einen Gottes, verbunden mit einer Kritik am Götzenkult

(jeglicher Art). Das ist sehr aktuell: Wenn irdische Geschöpfe, „Mächte und Gewalten“ nicht hinterfragbar sind, wenn sie wie Gott angebetet und vergottet werden, wenn in „Strukturanpassungsmaßnahmen“ Menschen erniedrigt und versklavt werden, wenn in Kriegsinterventionen Menschen zu Flüchtlingen werden, wenn die Natur geschunden wird und Klimakatastrophen sich alarmierend häufen, schafft Abrahams Bekenntnis zu dem Einen Gott, der größer ist als jedes Geschöpf, und der Götzendienst verwirft, schlicht und einfach Distanz. Distanz als neuer Blick auf die Verhältnisse, als kritischer Blick hinter die Kulissen des schönen Scheins, als ideologische und praktische Kritik gegen irdische Missstände. Abraham gehört zu den Schätzen, den großen Erzählungen in der Vielfalt von Weltkulturerben. Abraham ist im Judentum, Christentum und Islam verankert und steht dabei auch über ihnen wie eine überwölbende Brücke. Insofern gibt es mit Abraham eine Gesprächsbrücke: Alle möglichen Erfahrungen, Überlieferungen, Sehweisen und Zukunftsentwürfe lassen sich thematisieren. Dabei ist wichtig: Es gibt eine normative Perspektive. Denn Abraham gilt in den Heiligen Schriften der Juden, Christen und Muslime übereinstimmend als „Freund Gottes“ (2. Chronik 20,7; Jesaja 41,8; Jakobusbrief 2,23, Sura An-Nisa 4,125). Das heißt: Als Freund Gottes fungiert er als Freund von Menschlichkeit.

Der Sprecherkreis

Dem derzeit zwanzigköpfigen Sprecherkreis der CIAG gehören Frauen und Männer aller Altersstufen an, evangelische und katholische Pfarrer, Pastoralreferenten ebenso wie Vorsitzende von Moschee-Gemeinden, Lehrer aus Schulen und Akteure mit Verbindungen zu Medien und Politik, auch Aktive aus säkularen beziehungsweise religions skeptischen Milieus. Der Sprecherkreis tagt monatlich und öffentlich. Zwischendurch trifft sich eine kleinere Steuerungsgruppe. Wir sind vielfältig in den Frömmigkeitsstilen und Weltanschauungen, gehen vertrauensvoll miteinander um und sind vernetzt

mit allen bedeutenden Stellen in Marl. Nach der Evaluation des beendeten Abrahamsfestes starten wir auf Augenhöhe mit den Vorbereitungen des neuen. 2017 lautet das Thema: „Umbrüche, Aufbrüche – wir alle unter einem Himmel“.

Ausblick

Wir werden weitermachen! Abraham macht's möglich! So lange, wie wir uns engagieren wollen! So lange wir glauben, dass es das Abrahamsfest geben muss! Wir praktizieren Respekt, Nachbarschaft, Kooperationen und Vernetzungen im örtlichen Kontext und

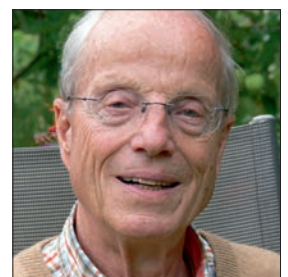
„Überall auf der Welt entstehen Initiativen, die dem Kampf der Kulturen einen Dialog der Religionen entgegensetzen, im Namen Abrahams als gemeinsamem Vater von Juden, Christen und Muslimen.“

wirken dabei hoffentlich für andere anregend. Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ brachte Weihnachten 2008 eine Titelgeschichte zu Abraham. Darin ist zu lesen: „Überall auf der Welt entstehen Initiativen, die dem Kampf der Kulturen einen Dialog der Religionen entgegensetzen, im Namen Abrahams als gemeinsamem Vater von Juden, Christen und Muslimen. Die versöhnliche Botschaft geht von der spanischen Metropole Madrid ebenso aus wie vom Ruhrgebietsstädtchen Marl. Bereits zum achten Mal feierten die Bürger an der Lippe (in Marl) ihr großes Abrahamsfest.“

Dabei wissen wir: Ein friedliches Klima ist Ergebnis von Arbeit und Zusammenarbeit. Und: Im „hochexplosiven Gemisch von Religion und Politik“ (Klaus Lefringhausen) ist friedensethisches Wirken ohne Alternative und steht unter einem guten Stern, wie wir hoffen: unter Gottes Segen.



Beatrix Ries



Hartmut Dreier

Christlich-Islamische
Arbeitsgemeinschaft Marl
dreier.marl@freenet.de

Frieden schließen

Versöhnung in der Trauerbegleitung

Versöhnung und der manchmal tief verschüttete Wunsch, einen inneren Frieden zu schließen, haben eine sehr dichte Nähe zum Arbeitsfeld Hospiz und Palliativ-Care, wozu auch die Begleitung trauernder Menschen gehört. Ich arbeite unter anderem in der Begleitung von trauernden Menschen, und ich bilde an der Kolping Bildungsstätte Coesfeld Trauerbegleiterinnen und Trauerbegleiter aus. In den inzwischen mehr als 10 Jahren, die ich in diesem Feld tätig bin, habe ich wiederholt die Erfahrung machen dürfen, dass in der Begleitung Trauernder und Sterbender vielfach intensive Versöhnungsprozesse stattfinden und Suchbewegungen nach Friedensschlüssen, die von den Beteiligten oftmals überhaupt nicht mehr für möglich gehalten wurden. Trauer und Sterbebegleitung sind in vielen Fällen und in einem sehr weit zu verstehenden Sinn eine dem Leitwort des Katholikentages entsprechende innere Bewegung: „Suche Frieden!“

Ein Beispiel aus der Trauerbegleitung

Herr Klein (Jahrgang 1958), der Sohn eines fünf Monate zuvor im Alter von 85 Jahren verstorbenen Mannes, bittet um eine Einzeltrauerbegleitung. Er wirkt sehr reflektiert und gefasst, zunächst kaum emotional. Befragt zu seiner konkreten Motivation, in die Einzelbegleitung zu kommen, sagt er beim ersten Kontakt, dass es ihm viel weniger um den jetzt erlebten Verlust des Vaters geht, sondern vielmehr um ein nachträgliches Verständnis für seinen Vater im Hinblick auf zahlreiche offen gebliebene Fragen aus der eigenen Lebensgeschichte. Es gebe so viele Dinge, die für ihn ungeklärt seien und das, obwohl er selbst den Eindruck hat, seinen Vater in seinem Sterben sehr gut begleitet zu haben, wofür er sehr dankbar ist und was er gerne getan hat. In dieser letzten Lebensphase habe er eine große und zuvor nie vorhandene, fast intime Nähe zu seinem Vater verspüren dürfen. Das kann Herr Klein sehr authentisch, eindrücklich und tief-berührend beschreiben. Sein Vater sei nach einer mehrjährigen bösartigen Erkrankung in einem Krankenhaus gestorben. Er habe sehr gelitten und wahrlich keinen leichten Weg gehabt. In der Klinik sei er oft bei seinem Vater gewesen und habe ihm sehr offensiv zusprechen können, dass er ihn gehen lassen kann und dass der Vater auch gehen darf. Gestorben sei sein Vater trotz vieler Zeiten langer eigener An-

wesenheit im Sterbezimmer in einem Moment, als er nicht zugegen war. Damit sei er aber sehr versöhnt, denn das würde zu seinem Vater und seiner Persönlichkeit einfach passen. Das kenne er: Bei allen sehr persönlichen Dingen und vor allem bei Abschieden habe sein Vater sich meistens abgewendet und sich der Situation entzogen, um seine dann mitunter aufkommende Emotionalität nicht zulassen und zeigen zu müssen. Zugleich ist genau diese Erfahrung, die Herr Klein in den letzten 10 bis 15 Jahren mit seinem Vater immer wieder gemacht hat, der Auslöser für sein aktuelles Fragen und Suchen. In der Begleitungsarbeit mit ihm bitte ich ihn, von seiner Kindheit und Jugend zu erzählen und auch davon, was er selbst aus der Kindheit und Jugend seines Vaters weiß.

Biographische Wahrnehmung

Seine eigene Kindheit beschreibt Herr Klein spontan als „gut versorgt“. Materiell sei eigentlich immer alles da gewesen, kein luxuriöses Leben, aber gesicherter Wohlstand, auch schon in den 1960er Jahren. Gemangelt habe es eher an Emotionalität, Herzlichkeit, Ermutigung und der absichtslosen Vermittlung von Zutrauen. Auch hätte er sich mehr Schutz und Geborgenheit gewünscht in Situationen, in denen er sich klein und ausgeliefert gefühlt hat. Gut erinnern kann er sich noch daran, dass ihm seitens beider Eltern immer

deutlich vermittelt wurde, dass er eine große Hochachtung vor „Autoritäten“ (etwa vor der Kinderärztin, dem Zahnarzt und dem benachbarten Notar) haben müsse. All dies habe bei ihm Spuren hinterlassen, die ihm in seiner heutigen Lebenssituation nicht zuträglich sind. Gewünscht hätte er sich vor allem mehr vermitteltes Zutrauen und die zusprechende, ermutigende und zuversichtliche Aussage: „Ich bin stolz auf Dich! Du kannst was! Ich sehe Deine Talente und Fähigkeiten, mach was daraus! Ich helfe Dir dabei! Erobere Dir Deine Welt, mit dem, was Du kannst!“ Stattdessen habe er eher unausgesprochene, aber dennoch umso wirksamere Botschaften gespürt wie: „Halt Dich zurück! Lehne Dich nicht zu weit aus dem Fenster! Bleibe auf dem sicheren Terrain, welches Du hier vorfindest! Lauf nicht so weit raus! Lauf mir und uns nicht davon!“ An dieser Stelle wirkt Herr Klein sehr berührt und traurig und sagt mit leicht erstickter Stimme: „Ich wäre so gern selbstbewusster und liege über Kreuz vor allem mit meinem Vater als männlicher Identifikationsfigur, dass er mir diesen Teil einfach nicht gegeben hat.“

Biographische Rekonstruktion

Beim nächsten Treffen frage ich Herrn Klein konkret nach seinem Vater und dessen Kindheit und Jugendzeit. Herr Klein schaut zunächst etwas ratlos und sagt dann, dass er nicht wirklich

viel darüber wisse. Es habe seinerseits immer wieder mal Ansätze gegeben, den Vater danach zu befragen, wobei er fast immer die stereotype Antwort erhalten habe: „Frag’ nicht danach!“ Was er weiß, ist, dass sein Vater mit 15 Jahren in den letzten Kriegsmonaten des 2. Weltkriegs noch zur Marine eingezogen wurde und mit viel Glück mit einem der letzten Boote über die Ostsee zurück in den westlichen Teil Deutschlands gelangt ist, sodass ihm die russische Kriegsgefangenschaft erspart blieb. Ganz selten habe er mal von schlimmen Erfahrungen (standrechtlichen Erschießungen) aus dieser Zeit erzählt. Herr Klein hat die Phantasie, dass sein Vater entweder hilflos hat zusehen müssen oder schlimmstenfalls sogar daran beteiligt war. Er träumt diese vermuteten Phantasien des Vaters regelmäßig. All das sei aber mit seinem Vater selbst nie besprechbar gewesen. Darüber verlor er nie ein „Sterbenswörtchen“.

Was er auch noch erinnern kann, ist, dass die jüngere Schwester seines Vaters im Alter von etwa zehn Jahren an einer akuten Erkrankung verstorben ist. Was das in der Herkunftsfamilie seines Vaters ausgelöst hat und wie sein Vater und seine Großeltern damals damit umgegangen sind, kann er nicht sagen. Davon habe sein Vater zumindest ihm gegenüber nie gesprochen. Er geht aber sicher davon aus, dass es ebenfalls sehr prägend für seinen Vater gewesen sein muss.

Verständnis und Versöhnung

In mehreren Begleitungstreffen gelingt es, Herrn Klein immer wieder vor allem an die mutmaßlichen Erfahrungen seines Vaters in den letzten Kriegsmonaten heranzuführen in der Absicht, ihn darüber in ein anderes, tieferes Verständnis seines Vaters zu bringen mit dessen durch die damalige Zeit gesetzten äußerlichen Begrenzungen. Darüber gelingt es Herrn Klein nach einiger Zeit, von seinem Erschrecken über den Vater in der damaligen Situation wegzukommen und auch von seiner späteren, sich immer neu wiederholenden Enttäuschung über dessen emotionale Zurückhaltung. Nach eini-

gem Zögern ist es Herrn Klein möglich, seinem in der eigenen Vorstellung sehr präsenten Vater zu sagen, was er sich eigentlich von ihm gewünscht hat (als Vater und auch als Mann) und was beiden dadurch vorenthalten geblieben ist, dass sie sich auf dieser Ebene zu Lebzeiten nie begegnen konnten. Darüber hinaus kann Herr Klein seinem Vater in dieser Situation aber auch klagen, was ihm in der Konsequenz all dessen an Lebensschwierigkeiten und damit auch Lebensaufgaben zugewachsen ist. Zugleich gelingt ein erster versöhnender Teil: „Ich bin Dir selbst wegen all dem auch etwas schuldig geblieben, und ich beginne mehr und mehr zu verstehen, dass Du ein Kind Deiner Zeit bist, einer in Deiner Jugend grausamen Zeit mit Bedingungen, die Du Dir nicht aussuchen konntest und die Dich so haben werden lassen, wie Du geworden bist.“

Gegen Ende kann Herr Klein sogar sagen, dass er tief dankbar ist, durch die Möglichkeiten der Begleitung an dieses Erkennen und Verstehen gelangt zu sein: „Ich weiß, dass die Zeit damals dafür nicht reif war und dass der Zugang zu solchen Möglichkeiten nicht bestand. Und als Du älter warst, waren Deine Erinnerungen aus für Dich gutem Grund bereits so verschüttet, dass Du diese ‚Dose‘ nicht mehr öffnen wolltest. Du warst mir Vater, so gut Du es sein konntest. Ich danke Dir dafür und söhne Dich aus! Und ich schließe meinen Frieden mit Dir und mit mir.“¹

Transgenerationale Weitergabe von Kriegserfahrungen

Ich habe bewusst dieses konkrete Fallbeispiel gewählt, weil es den derzeit viel diskutierten Bereich der transgenerationalen Weitergabe von Kriegserfahrungen in den Blick nimmt und dadurch eine weitere Affinität zum Thema des nächsten Katholikentages hat.

¹ Fallbeispiel aus: Mucksch, Norbert, Frieden schließen – Die Bedeutung der Versöhnung in der Trauerbegleitung, Göttingen 2017



Norbert Mucksch

Kolping Bildungsstätte Coesfeld
Fachbereichsleiter Sterbe- und Trauerbegleitung
norbert.mucksch@t-online.de



Michael Bönke | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

„Ich trage dich bei mir, bis der Vorhang fällt.“

Vom Umgang mit durchkreuztem Leben

Der Frühling mit seiner Verheißung von pulsierendem Leben und Zuversicht stand vor der Tür, als am 24. März 2015 in den französischen Alpen ein Flugzeug mit 150 Menschen an Bord zerschellte. Seitdem hat diese Jahreszeit für Steffi Assmann (48) und Willi Bergjürgen (56) ihre magische Kraft der Lebensfreude verloren. Ihre Tochter Linda gehört zu den Opfern der Katastrophe, die die Welt der betroffenen Familien zum Stillstand brachte.

Der dritte Frühling ohne Linda

„Wie kann es sein, dass Blumen blühen und die Sonne scheint?“, fragte sich Steffi Assmann in den ersten Tagen nach dem Absturz der Germanwings-Maschine, während immer neue erschütternde Tatsachen über die Ursache bekannt wurden. Die Eltern mussten aushalten, was nicht zu ertragen ist. Linda war 15 Jahre alt, als der Co-Pilot

den Airbus A320 absichtlich gegen das Bergmassiv lenkte. Mit ihr fanden aus Haltern am See 15 weitere Schülerinnen und Schüler sowie zwei Lehrerinnen den Tod. Nun erleben die Eltern schon den dritten Jahreslauf ohne ihr Kind. Die Welt hat sich wider Erwarten auch für sie weitergedreht. Die fassungslose Ohnmacht über den Verlust ist schmerzlicher Gewissheit gewichen.

Steffi Assmann und Willi Bergjürgen üben sich nach wie vor darin, das Leben ohne Linda zu meistern.

Dem Tod nicht das letzte Wort lassen

Es sind nicht mehr alle Stunden so dunkel wie in den ersten Wochen nach der Tragödie. Das Herz hat sich an den Schmerz gewöhnt, der sich als Dauergast eingenistet hat und nicht mehr

weichen will. Ihn akzeptierend, gibt es wieder Zeiten für das Lachen und die schönen Dinge innerhalb einer Familie. Auch für Lindas jüngeren Bruder Christian arbeiten die Eltern mithilfe professioneller Unterstützung daran, dem Tod nicht das letzte Wort zu lassen und in Bitternis zu verharren. Aber das ist unsagbar schwer. Jeder Tag ist erfüllt mit Gedanken an die verlorene Tochter. Trotzdem solle „Linda nicht immer an erster Stelle stehen“, sagt Steffi Assmann. Der elfjährige Christian habe es nicht leicht und spüre mit seinen feinen Antennen jede Gefühlslage in der Familie. Sein Wunsch ist Normalität, und so hat er sich beispielsweise an Weihnachten ein besonders schönes Fest gewünscht. Die Eltern haben es ihm geschenkt. Es sei gar nicht so schwer gewesen. „Linda hat Weihnachten auch immer so geliebt“, fügt die Mutter leise hinzu.

Das Leben leben, ohne zu vergessen

Die Familie ist festen Willens, ihr Schicksal zu meistern, obwohl die Lücke, die durch Lindas Tod entstanden ist, niemals zu füllen sein wird. Auf ihrem Weg sind besonders schwierige Hürden nicht zu umgehen. Für Steffi Assmann und Willi Bergjürgen sowie die anderen Halterner Eltern war das neben dem Jahrestag der Katastrophe auch die Abiturfeier der Klassenkameraden am Joseph-König-Gymnasium. „Das ist für uns so schlimm wie Geburtstag und Jahrestag zusammen“, beschreibt das Ehepaar seine Empfindungen. Sie richteten aber einen Appell an Lindas Mitschüler, das Abitur ausgiebig zu feiern. Die Schüler sollten sich gemeinsam mit ihren Eltern über die Reifeprüfung als Meilenstein in ihrem Leben freuen. Dabei waren sich Steffi Assmann und Willi Bergjürgen aus tiefstem Herzen gewiss: Auch ihre Tochter hätte sich das so gewünscht.

Tröstlich ist es für Lindas Eltern, dass die 18 Verstorbenen in der Schulgemeinde des Joseph-König-Gymnasiums nicht vergessen sind. So wurde das Ehepaar Assmann/Bergjürgen von einer Mitschülerin Lindas besucht, die an der Vorbereitung einer Abizeitung beteiligt

war. Auch die toten Jugendlichen bekamen ihren Platz in der Erinnerungsbrochure. Ursprünglich hatte man wohl geplant, der Verstorbenen am Anfang der Sonderzeitung zu gedenken. Die Abiturienten aber entschieden, dass ihre Fotos genau wie die der anderen Klassenkameraden im ganzen Heft verteilt werden. So bleiben sie ein Teil der Schulgemeinde und ihren Freunden ganz nah. „Für mich ist es eine schöne Vorstellung, dass unsere Kinder nicht vergessen sind“, sagt Steffi Assmann.

Wie viel Zeit heilt Wunden?

Natürlich bleibt den Hinterbliebenen nicht verborgen, dass es in Haltern durchaus auch Reaktionen gibt, die angesichts des Themas eine Sättigung durchblicken lassen. Heilt die Zeit nicht auch diese Wunden irgendwann? Darf die Trauer nach zwei Jahren noch so viel Raum einnehmen? „Für die anderen ist längst wieder der Alltag eingekehrt“, weiß Willi Bergjürgen. Es bestehe eine Diskrepanz zwischen dem, was die Unbeteiligten empfinden, und dem, was die Betroffenen immer noch durchmachen. Die Eltern wollen jedoch nicht vergessen. Auf die Frage, was sie sich stattdessen wünscht, erklärt Steffi Assmann: „Dass ich mich meiner Tochter nahe fühle. Dass ich sie wiedersehe noch viel mehr. Und dass ich daran glauben könnte.“

Unvergessen

Das Grab von Linda befindet sich gleich neben der Gedenkstätte für die Halterner Opfer des Flugzeugabsturzes auf dem Sundernriedhof in Haltern am See. Fünf Schülerinnen, die einem Spanischkurs angehörten und von einem Besuch bei ihrer Partnerschule Institut Giola in Llinars del Vallès nie zurückgekehrt sind, liegen hier neben der als grünes Klassenzimmer gestalteten Erinnerungsstätte begraben. Zum zweiten Jahrestag hatte der Frühling auf den Gräbern in Form von Farben und Blumen bereits Einzug gehalten. Blüten und bunte Wimpel bewegten sich lustig im Wind, so als böten sie dem Tod und seiner Endgültigkeit mit einem Lächeln die Stirn.

Steffi Assmann und Willi Bergjürgen gehen oft zum Grab ihrer Tochter, und meistens treffen sie auf Angehörige der anderen vier Schülerinnen, die hier ihre letzte Ruhe fanden. Es ist noch immer ein Besuch, der unendlich schmerzt. Auf dem Friedhof sind die einsamen Eltern mit der schonungslosen Frage konfrontiert, was ihnen von Linda geblieben ist. „Das ist das Brutale. Das Pulverisierte“, sagt Willi Bergjürgen. Die Tatsache, dass das Flugzeug und mit ihm alle Opfer am Berg zerschellten, macht den Tod der Tochter noch unerträglicher. Es gab keine Möglichkeit des Abschieds, die hilft, mit dem Geschehen Frieden zu schließen und loszulassen. Linda nahe fühlen sich ihre Eltern nicht auf dem Halterner Friedhof. Steffi Assmann zeigt auf ihr Herz und ihren Kopf: „Ich trag‘ dich bei mir, bis der Vorhang fällt.“

Durchkreuzte Lebenspläne

Nähe entsteht auch in Lindas Zimmer, das immer noch so aussieht, als kehre das Mädchen gleich fröhlich von der Schule zurück. An den Wänden hängen Selfies mit den Freundinnen, von denen einige ebenso wie Linda die Welt verlassen haben. Auch Bilder von aufregenden Metropolen wie New York schmücken das Zimmer. Linda wollte die Welt bereisen, Menschen und Kulturen kennenlernen. Ein Auslandsaufenthalt während der Schulzeit in Houston/Texas war fest geplant. Sandra, ihre amerikanische Gastmutter, hatte sich Linda als Austauschschülerin gewünscht. Morgens erfuhr die Gastmutter, dass ihr Linda tatsächlich zugeteilt worden war und freute sich. Abends wurde sie von der zuständigen Vermittlungsorganisation über den Flugzeugabsturz in den Alpen informiert.

Warum?

Noch immer können Lindas Eltern nicht begreifen, warum es dem Co-Piloten nicht ausgereicht hat, sich selbst zu töten. Warum riss er unschuldige, ihm anvertraute Menschen mit in den Tod? Steffi Assmann und Willi Bergjürgen denken dabei nicht nur an ihre Tochter und die Halterner Kinder. „Sie waren dem Co-Piloten fremd“, erklärt

Steffi Assmann. Aber er müsse doch gewusst haben, dass auf den Kollegen im Cockpit eine Frau und zwei kleine Kinder warteten. Der Chef-Pilot sei zuvor Langstrecken geflogen und im Interesse der Familie auf kürzere Strecken umgestiegen. Er wollte abends zu Hause sein. Verzweifelt versuchte er bis zuletzt, die Tür des Cockpits mit einer Axt zu öffnen.

Diese letzten Minuten vor dem Absturz blenden Steffi Assmann und Willi Bergjürgen so gut es geht aus ihren Gedanken aus. „Ich habe die Illusion, dass unsere Kinder geschlafen haben“, sagt die trauernde Mutter. Nachdem sich eine Boulevard-Zeitung damit gebrüstet hat, ihre Redaktion habe ein Video gesichtet, das die letzten Sekunden vor dem Einschlag zeigt, ist es nicht leichter geworden, an dieser Vorstellung festzuhalten. „Ich will hoffen, dass wir so ein Video nie zu sehen bekommen“, wünscht sie sich.

Das Schlimmste ist passiert und verändert sich nicht

Das Thema Rechenschaft beherrscht die Gedanken und den Alltag von Steffi Assmann und Willi Bergjürgen nicht. Den Namen des Co-Piloten, der den Familien der 149 Opfer so viel Leid zufügte, möchten sie nicht in den Mund nehmen und auch gar nicht in der Zeitung lesen. Am liebsten hätte Steffi Assmann seine Identität nie erfahren. „Es sollte unsere Rache sein, ihn nicht zu beachten“, erklärt sie. Trotzdem fragen sich die Eltern, warum der Mann mit der Krankheit Depression überhaupt ein Flugzeug steuern durfte. Dass ein Mensch für den Tod der geliebten Tochter verantwortlich ist und nicht ein technischer Defekt, ist für Lindas Eltern allerdings nicht entscheidend. „Das Schlimmste ist passiert“, sagen sie. Das Ergebnis bleibe immer dasselbe. Linda kehrt nie mehr zurück.

Steffi Assmann hat den Angehörigen der Opfer des Amoklaufs auf der norwegischen Insel Utoya einen Brief geschrieben. Sie hat sich mit der Frage gequält, wie die Familien der toten Kin-

der es aushalten, dass sich der Mörder aus dem Gefängnis meldet und bessere Haftbedingungen einfordert. Auch die norwegischen Angehörigen strafen den Täter mit Nichtbeachtung, um ihm den Triumph von Allmacht nicht zu gewähren.

Sich durch anderes Leben korrigieren lassen

Durch das eigene erfahrene Leid haben sich Steffi Assmann und Willi Bergjürgen nicht in sich selbst zurückgezogen. „Wir sind nicht der Nabel der Welt“, beschreibt Lindas Vater, wie sich die Empfindungen für andere Menschen in Extremsituationen geschärft haben. Dem Ehepaar ist durchaus bewusst, dass der Tod vor keiner Tür haltmacht und Menschen in Ausnahmesituationen führt. „Auch vor und nach uns haben Familien in Haltern am See ihre Kinder verloren“, macht Willi Bergjürgen deutlich. Er erinnert sich auch daran, dass in den Medien gleich nach dem Absturz der Germanwings-Maschine vom Untergang eines Flüchtlingsbootes auf dem Mittelmeer mit rund 300 Toten und einem Busunglück in Peru mit ebenfalls vielen Opfern berichtet wurde. Während dem Flugzeugabsturz in den französischen Alpen weltweit große Schlagzeilen gewidmet wurden, seien diese beiden Ereignisse als Randnotiz in zwei kleinen Meldungen erschienen. Als Gruppe sei den Halterner Kindern sehr viel mehr Aufmerksamkeit zuteil geworden. Steffi Assmann denkt an andere Eltern in Haltern, die als Einzelfall ein Kind verloren haben. „Was macht das mit ihnen, wenn ich schon wieder öffentlich über mein Leid sprechen darf und sie nicht?“

In der Gemeinschaft die Wahrheit nicht verbergen

Beim Stammtisch der Halterner Eltern, die der 24. März 2015 verbunden hat, muss sich niemand fragen, ob er das Richtige sagt. „Wir brauchen uns voreinander nicht zu verstellen“, beschreibt Willi Bergjürgen den Zusammenhalt. Bei den gemeinsamen Treffen ist Raum für Trauer, aber auch für Lachen. Auf die Frage „Wie geht es Dir?“ muss niemand die Wahrheit verbergen.

Die Gemeinschaft im Angesicht von Verlust und Tod ist tröstlich, auch wenn sie die Leere in den Familien nicht füllen kann. Am Ende des Tages sind alle Betroffenen auf sich allein gestellt.

Zurück ins Leben finden

Steffi Assmann und Willi Bergjürgen haben in ihrem Alltag ganz eigene Prioritäten gesetzt. Sie dachte in den ersten Monaten nach Lindas Tod, dass sie nie wieder in ihren Teilzeitjob als Versicherungskauffrau in Münster zurückfinden werde. Dank des Verständnisses ihres Chefs und ihrer Kollegen hat sie aber mittlerweile die Arbeit wieder aufgenommen. „Die Beschäftigung gibt mir Stabilität und ist für mich ein wichtiges Gerüst“, sagt sie. Ehemann Willi hat die Gaststätte „Uhlenhof“ in Holtwick, die von der Familie Bergjürgen in vierter Generation geführt wurde, an seinen Koch Michael Haverkamp verpachtet und ist als Angestellter im Betrieb beschäftigt. „Weniger Arbeitszeit, weniger Verantwortung“, sagt er.

Mit ihrem Sohn Christian möchten Steffi Assmann und Willi Bergjürgen die schönen Seiten dieses Daseins wahrnehmen und dabei ihre Tochter Linda über alle Zeit im Herzen tragen. „Linda würde es gut finden, dass wir unser Leben geregelt bekommen“, sagen sie.

Im ewigen Kreislauf der Natur suchten auch in diesem Jahr am Waldrand vor dem Eigenheim der Familie hunderte Schneeglöckchen als Frühlingsboten das Licht.



Silvia Wiethoff
Redakteurin, Halterner Zeitung
silvia.wiethoff@halternerzeitung.de

Warum ich?

Vom Wiederaufstehen aus der Krise

1994 lautete meine Diagnose „Retinitis Pigmentosa“ – eine Netzhautdegeneration, die zur vollständigen Erblindung führt. Ich war 27 Jahre alt, mitten im Beruf, verheiratet und hatte den Wunsch, Kinder zu bekommen. Nach einer ersten Verdrängungsphase überrollten mich in den nächsten Jahren der Erblindungsprozess und die damit verbundenen Schwierigkeiten.

Meinem Mann und meinen Kindern konnte ich nicht so zur Seite stehen, wie ich es mir gewünscht habe. Nach meiner Kinderpause kam ich nicht mehr in den Beruf zurück, war berufsunfähig. Auch eine dreijährige Umschulung mit einem qualifizierten Abschluss führte nicht zum Erfolg, und schließlich musste ich mit Anfang 40 die Erwerbsunfähigkeitsrente einreichen. Immer mehr Hobbies fielen meinen Augen zum Opfer. Eine sehr schwere Zeit begann, als ich das Langstocklaufen lernen musste. Die Menschen wechselten die Straßenseite, wenn sie mich sahen. Sie wussten nicht mit der Situation umzugehen. Soziale Kontakte bröckelten. Ich haderte.

„Warum nur?“ kreisten die Gedanken bei all den Dingen, die nun irreversibel verloren waren.

„Einsicht“

Unterstützung erfuhr ich in dieser Zeit vor allem durch meine Familie, durch einige wenige ehrliche Unterstützer und durch Gleichbetroffene meiner Selbsthilfereinigung. Hier hatte ich viele gute und wichtige Gespräche und lernte, an wen ich mich in welchen Fragen wenden kann. Ich lernte einige Personen kennen, die einen ähnlichen Weg schon gegangen waren – nur war dieser bei den anderen Betroffenen lange nicht so schnell verlaufen wie bei mir. Nach zahlreichen Seminaren und Zusammenkünften kam die Einsicht: „Was die können, schaffe ich auch“, und ich organisierte mich und mein Leben neu. Jede Krise birgt auch eine Chance zum Neuanfang. Ich suchte meine Nische in der Beratung in unterschiedlichen Facetten.

Kleine Schritte

Heute habe ich gelernt, meinen Blindenstock als meinen Freund zu akzeptieren, der mir Sicherheit gibt und mich schützt. Aber das verlief in vielen kleinen Schritten. Es mussten erst einige kleinere und mittelschwere Unglücke passieren, die mir ein Schlüsselerlebnis waren. Nachts den Langstock zu nutzen, war kein Problem. Da sah ich ja nicht, wer mich sieht.

Aber dann fand ich den Zeitpunkt, ihn auch über Tag zu nutzen. Bei allen meinen Wegen muss ich am Kindergarten und der Grundschule vorbei. Ich vermied die Stoßzeiten. Doch die ehrliche Anteilnahme der Kinder, deren Fragen und natürlicher Umgang munterten mich auf. Dann fing ich an, ihn auch auf dem Weg zum Sport, zum Chor und zur Kirche zu nutzen – die positiven Seiten überwogen immer mehr. Ich fing an, selbstbewusster und aufrechter zu laufen. Jetzt ist es für mich kein Problem mehr, Menschen anzusprechen, wenn ich deren Schritte höre.

Gerne erkläre ich Kindern die Geheimnisse meines „Wanderstockes“. Ich gehöre nun mal zum Straßenbild. Rasch lernte ich meine anderen Sinne zu schulen. Ein neuer, ehrlicher Freundeskreis bildete sich. Besondere Unterstützung erfahre ich durch meine Familie, die sehr offensiv mit meiner Situation umgeht. Sehr wichtig sind mir aber meine Tätigkeiten.

Ein langer Weg

Heute berate ich Menschen, die unmittelbar von der Diagnose betroffen sind oder deren Erblindungsprozess läuft. Diese Beratungen finden in der Netzhautsprechstunde oder telefonisch

statt. Meine eigene Betroffenheit und viele Schulungen in den unterschiedlichen Bereichen geben mir die Kompetenz, diese Beratungen durchzuführen. Aber auch das ehrenamtliche Engagement im kirchlichen Bereich und in den Ausschüssen zur Barrierefreiheit geben mir viel. Jedes kleine Puzzlestück, das ich bewegen kann, gibt mir viel innere Zufriedenheit und Freude.

Heute frage ich nicht mehr: „Warum ich?“ Heute handele ich, und sage mir: „Was mache ich daraus und wie gehe ich damit um?“

Ich bin einen langen Weg gegangen. Aber ich habe meinen Frieden gefunden. Ich habe gelernt, die Welt auf eine andere Weise wahrzunehmen. Natürlich ergeben sich immer wieder neue Herausforderungen. Jetzt bin ich ausgesöhnt, bin im Rahmen meiner Möglichkeiten für andere Menschen da und versuche, ihnen ein Stück Lebensqualität wiederzugeben.

Christiane Bernshausen
behindertenseelsorge@bistum-muenster.de



Elke Erben | Fotoausstellung 2017/18 des Bistums Münster

30 Bilder für den Frieden

Die fotografische Auseinandersetzung mit dem Leitwort des Katholikentages 2018 „Suche Frieden“ war das Anliegen eines Wettbewerbes, den das Bistum Münster in Kooperation mit der Zeitschrift „fotoforum“ Anfang 2017 ausgeschrieben hatte. Dessen Ergebnisse werden nun in einer Ausstellung zusammengeführt. 30 Fotografien hat die Jury für diese Präsentation ausgewählt, wobei ein sehr vielfältiges Gesamtbild entstanden ist.

So wurde das Leitwort als Aufforderung interpretiert: Suche Frieden in einer Welt des Krieges, des Hasses, der Gewalt und der sozialen Ungerechtigkeiten! Spannungsvoll sind hier Symbole des Krieges und des Friedens gegenübergestellt, wobei die Kriegsgewalt den Charakter des Ruinösen und Unbrauchbaren aufweisen. Neben der appellativen Bedeutung dieser Arbeiten begegnen wir aber auch der Dimension des Friedens als Sehnsuchtsmotiv, in dem die Botschaft aufleuchtet: Ich sehne mich nach dem Frieden mit Gott, mit der Schöpfung, mit meinen Mitmenschen und vor allem mit mir selbst. Diese Sehnsucht spiegelt sich beispielhaft in dem Motiv des Unterwegsseins. Am Ende des Weges leuchtet das Licht der Erlösung. Den Frieden mit Gott und sich selbst zu finden, verdichten Bilder von Menschen, die in der Einsamkeit, im Gebet und in der mystischen Versenkung diese Sehnsucht ausdrücken. In ihrer geheimnisvollen Stille und ihrem feierlichen Ernst berühren diese Fotografien und werden zum Spiegel für den Betrachter. Als Projektionsfläche für den Betrachter laden alle Fotografien ein, innere Bilder lebendig werden zu lassen, Geschichten zu erfinden und über das kostbare Gut des Friedens nachzudenken. Suche Frieden.

Dr. Martin Feltes

Dozent an der Katholischen Akademie Stapelfeld
Mitglied der Kunstkommission des Bistums Münster
mfeltes@ka-stapelfeld.de

WANDERAUSSTELLUNG „SUCHE FRIEDEN“

Die Fotos in diesem Heft sind Bestandteil einer Ausstellung, die anlässlich des 101. Katholikentages ab Oktober 2017 an verschiedenen Orten im Bistum gezeigt wird. Sie ist das Ergebnis eines bundesweiten Fotowettbewerbes, den das Bistum Münster zusammen mit der Fachzeitschrift „fotoforum“ zum Leitwort „Suche Frieden“ ins Leben gerufen hatte. Am 15. Oktober wird die Ausstellung am Flughafen Münster- Osnabrück eröffnet und bis Mitte November dort zu sehen sein.

November/Dezember 2017

Katholische Akademie Stapelfeld

Januar 2018

St. Regina, Drensteinfurt und Bildungshaus Gertrudenstift, Rheine

Februar 2018

Forum St. Peter, Oldenburg

März 2018

Kinderheilstätte Nordkirchen

April/Mai 2018

Kirchengemeinde St. Mariä Himmelfahrt, Wesel
Foyer der Bezirksregierung, Münster

Suche nach Frieden geht weiter

Friedensspurensuche bis zum Mai 2018

Sind Sie eine Friedenssucherin, sind Sie ein Friedenssucher? Oder kennen Sie jemanden, der aktiv auf der Suche nach Frieden ist? Dann sind Sie auf www.vorbereitung-katholikentag2018.de genau richtig. Auf der Seite wird bis zum Katholikentag im Mai 2018 die Auseinandersetzung mit den vielfältigen Aspekten der Friedenssuche wachgehalten. Die Redaktionen von **Unsere Seelsorge** und **KIRCHE UND SCHULE** begeben sich auf die Friedensspurensuche und veröffentlichen die Ergebnisse in regelmäßigen Abständen über die Katholikentagseite des Bistums.

Gesucht werden Beiträge von Menschen in- und außerhalb der Kirche, die ihr Leben, ihr Engagement oder ihre berufliche Tätigkeit als ihre persönliche Suche nach Frieden verstehen. Die Artikel sollen den Charakter eines persönlichen Statements, eines Lebens- oder Glaubenszeugnisses in Bezug auf ihr Engagement, ihre Tätigkeit, ihre Erfahrungen haben. Ebenso denkbar sind ein Portrait oder eine kurze Reportage.

Möchten Sie sich an unserer Friedensspurensuche beteiligen? Kennen Sie Personen, die Ihrer Wahrnehmung nach überzeugte Friedenssucher sind? Welches Engagement, welche Initiative halten Sie für beispielhaft friedensfördernd?

Geben Sie uns einen Tipp oder sprechen Sie die Menschen an, ob Sie bereit sind, sich zu beteiligen.

Ideen und Anregungen senden Sie bitte direkt an redaktion@unsere-seelsorge.de



www.vorbereitung-katholikentag2018.de

BITTE UMBLÄTTERN ►

Die nachfolgende Heftmitte dieser Doppelausgabe von **Unsere Seelsorge** und **KIRCHE UND SCHULE** zeigt die Vogelperspektive eines Labyrinths beim Umweltzentrum der Katholischen Akademie Stapelfeld in Cloppenburg. Willi Rolfes, geschäftsführender Direktor der Akademie und leidenschaftlicher Naturfotograf, beschreibt sein Foto: „Es ist ein Weg-Motiv, das erlebbar ist. Und die kurzen Wege führen nicht zum Ziel. Es ist ein Motiv des Suchens und lässt sich, da ich es mit einer Drohne fotografiert habe, drehen und wenden, wie man möchte.“



Leser von **Unsere Seelsorge** beginnen den vom Motiv des Bildes und dem Motto des Katholikentages angeregten Begleittext von Donatus Beisenkötter links oben. Leser von **KIRCHE UND SCHULE** beginnen den Text, indem sie das Heft drehen. Das markierte Dreieck hilft zum richtigen Einstieg.

Themenschwerpunkt der nächsten Ausgabe von **Unsere Seelsorge**

Kirchenentwicklung als Kulturwandel